BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Trimolt, Johann Gottlob

Merkwürdige Beispiele zur Kenntniß der Seelenkräfte der Thiere für die erwachsenere Jugend und wißbegierige Liebhaber der Thiere ; Mit einem Titelkupfer

Frankfurt am Main [1798]

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB N 42
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421209-1

15

1877 109a

104

AGB
N. 42

N 42

K. B. GYMNAS: BIBLIOTHEK
BAMBERG

F. L. Neubauer del. et sc. Frankfurt 1798.

Merkwürdige Beispiele
zur Kenntniß
der
Seelenkräfte
der Thiere
für
die erwachsenere Jugend und wißbegierige
Liebhaber der Thiere

N 42

gesammelt, geordnet und erläutert
von
Joh. Gottl. Trimolt.

LAMBERG

Mit einem Titelkupfer.

Frankfurt am Main
in der Behrensschen Buchhandlung.

Merkwürdige Beispiele
zur Kenntniß
der
Seelenkräfte
der Thiere
für
die wißbegierigere Jugend und wißbegierige
Liebhaber der Thiere

gesammelt, ergänzt und erläutert
von
Joh. Gottl. Grimolt.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Mit einem Titelkupfer.

Frankfurt am Main
in der Varrentrappschen Buchhandlung.

Seinen

hoffnungsvollen Zöglingen

Cäcilia Mariana de Neufville

und

Johann David de Neufville

widmet

diese Schrift, aus inniger Liebe

der

Verfasser

Vorrede.

Man bedarf keiner großen Erfahrung, um sich zu überzeugen, welche irrige Vorstellungen noch so viele Menschen von den geistigen Anlagen und Kräften der Thiere haben. Einige schreiben ihnen in diesem Stücke zu viel, andere zu wenig zu. Die mehrsten meinen sogleich das Ganze erschöpft zu haben, wenn sie ihnen lauter blinde Naturtriebe beilegen, oder sich ihre gesammte Wirksamkeit mehr und weniger maschinenmäßig denken. Auch giebt es noch hier und da Menschen, die der Meinung sind, als wirke Gott in dem Thiere bis auf die geringste Kraftäußerung unmittelbar durch seine Allmacht, und nun bei diesem Glauben keine weitere Lust bezeigen, in das Innere der

Thierseele einzudringen. Ich weiß zwar mehr als zu wohl, welchen großen Schwierigkeiten die Kenntniß der Seelenkräfte der Thiere unterworfen ist: allein nach den tausendfachen Beobachtungen, die man, mit vielem Forschungsgeiste und mit vielen naturhistorischen und psychologischen Kenntnissen ausgerüstet, über das geistige Wesen der Thiere bisher angestellt hat, ist man denn doch im Stande, so viel mit Gewißheit darüber zu sagen, als zur Erklärung der gewöhnlichen Erscheinungen an diesen Geschöpfen nöthig ist. Ich habe bei der Herausgabe und Bearbeitung dieser Schrift mein Augenmerk zunächst auf die Jugend gerichtet, deren Bildung uns auch in diesem Punkte am Herzen liegen muß. Eine zweckmäßig geordnete Sammlung von vorhandenen Beispielen, mit faßlichen Erläuterungen

begleitet, schien mir das beste Mittel zur Erreichung meiner Absicht zu seyn. Auch habe ich Einiges über die Sinne gesagt, weil sie überhaupt Mittel und Wege zu Empfindungen und Vorstellungen sind, und aus dem Grade ihrer Vollkommenheit manche merkwürdige Erscheinung an dem Thiere erklärt werden muß. Smith und Reimarus habe ich besonders bei meiner Arbeit benutzt, vorzüglich was Thatsachen betrifft.

Ich trug kein Bedenken, die von ihnen überlieferten Erzählungen mit möglicher Auswahl und Ordnung für meinen Plan mit aufzunehmen; theils, weil mir die Sammler für die Aechtheit derselben bürgten; theils weil sie auch in der Kinderwelt bekannter zu werden verdienen. Ueber die Triebe, die sogenannten Tu-

genden und Untugenden, und über die pflichtmäßige Behandlung der Thiere konnte ich noch nichts Bestimmtes und Ausführliches sagen, weil die Bogenzahl des Buches dadurch zu sehr vergrößert und die Anschaffung desselben erschwert worden wäre.

Frankfurt am Main den 28ten
November 1798.

Der Verfasser.

Inhaltsanzeige.

Seite.

Erste Abtheilung.

Die Thiere haben eine Seele 1 = 16.

Zweite Abtheilung.

Von den Empfindungen der Thiere 17 = 64.

Dritte Abtheilung.

Von den Vorstellungen der Thiere 65 = 93.

Vierte Abtheilung.

Von der Aufmerksamkeit der Thiere 94 = 100.

Fünfte Abtheilung.

Von der Einbildungskraft der Thiere 101 = 133.

Inhaltsanzeige.

Seite.

Sechste Abtheilung.

Von der Gewohnheit und Gelehrigkeit der Thiere 134 = 158.

Siebente Abtheilung.

Von der Sprache der Thiere 159 = 166.

Achte Abtheilung.

Von der Klugheit der Thiere 167 = 206

Erste Abtheilung.

Die Thiere haben eine Seele.

Wenn ihr, meine Lieben, die Thiere nach ihrem innern und äußern Baue betrachtet, so werdet ihr sogleich bemerken, daß sie, wie die Gewächse, mit vielen Fasern, Röhren, Gefäßen und Werkzeugen (Organen) versehen sind, um sich dadurch zu nähren, zu wachsen und fortzupflanzen. Dieser überaus kunstvolle organische Bau setzt sie unter die organisirten oder lebenden Wesen und unterscheidet beide, die Thiere sowohl als die Pflanzen, hinlänglich von dem Steine, Eisen und allen andern Mineralien, welche als todte Massen nur dadurch entstehen, sich anhäufen und vergrößern, daß sich ähnliche unbelebte Theile an einander ansetzen und mit einander verbinden.

So wesentlich aber auch die Aehnlichkeit ist, die die Thiere und Pflanzen dadurch unter sich haben, daß sie beide organisch sind; so wird es euch doch nicht schwer fallen, einen eben so wesentlichen Unterschied unter ihnen wahrzunehmen. Die Pflanze saugt nämlich durch sehr zahlreiche kleine Oeffnungen, die sich allenthalben an ihr befinden, einen einfachen, flüssigen Nahrungssaft ein; das Thier hingegen nimmt durch eine einzige, verhältnißmäßig große Oeffnung (Mund) nicht nur einfache und flüssige, sondern auch zusammengesetzte und feste Nahrungsmittel zu sich. Auch hat die Pflanze keine Gliedmaßen, durch die sie eigenmächtig ihren Platz verlassen oder ihre Nahrung suchen, erhaschen und in sich bringen könnte. Der Wind und ähnliche Ursachen können sie zwar bewegen und einzelne Theile aus ihrer Lage bringen; aber geschieht diese Bewegung nicht immer durch einen Druck, durch einen Stoß, wie die Bewegung einer Maschine, z. B. einer Windmühle, wo der Wind die Flü-

gel, die Flügel die Welle und so immer ein Theil den andern bewegt? Muß sie nicht unvermeidlich aufhören, wenn die äußerliche Kraft, wie hier der Wind, zu wirken nachläßt, und so auch von Neuem angehen, wenn das körperliche Triebwerk wieder zu wirken anfängt? Eine solche Bewegung, die durch eine fremde, körperliche Einwirkung, durch ein Drücken, Stoßen und Pressen erfolgt und mit diesem wieder verschwindet, heißt eine mechanische (maschinenmäßige) Bewegung, weil die Maschinen, z. E. die Uhren und Mühlen aller Art, auf diese Weise in Gang und Bewegung gesetzt und erhalten werden. Die Bewegung der Pflanzen geschieht also nicht aus eigner Kraft, sondern mechanisch.

Werfet hingegen einen Blick auf das Thier, so findet ihr, daß es mit mannigfaltigen Gliedmaßen versehen ist, durch deren Hülfe es seine Speisen sucht, ergreift und genießt, und sich von einem

Orte zum andern begeben kann. Aber, woher diese Bewegung der Thiere? Ist sie wohl auch mechanisch, oder haben die Thiere etwa eine besondere eigenthümliche Kraft zu ihren Bevegungen? Diese Fragen wollen wir uns beantworten, wenn wir erst an einigen Beispielen die Thiere in ihren Bewegungen beobachtet haben.

1.

Die Gemsen und Steinböcke halten sich auf den höchsten Gebirgen der Alpen auf, haben Aehnlichkeit mit unsern Ziegen, durchklettern die fürchterlichsten und steilsten Felsenhöhlen und springen mit verwegenen Sätzen von einer Klippe zur andern.

Zwei Jäger setzten einst in der Schweitz einem Gemsbocke nach, der bald über grausenvolle Felsenhöhlen sprang, bald diese und jene gefährlichen Klippen erstieg, je nachdem er am leichtesten und sichersten seine Rettung zu bewerkstelligen glaubte. Endlich ertappten ihn seine kühnen

Verfolger in einer Steinkluft, wo ihm kein andrer Ausweg übrig blieb, als der, den seine Feinde besetzt hielten. Was that er? Er stand oben auf einem Felsenstücke, zielte von da nach einem der Jäger, stürzte sich voller Verzweiflung auf ihn los und stieß ihn mit in den Abgrund hinab, aus welchem er dann weiter entfloh und seinen unglücklichen Verfolger todt zurückließ. Solche traurige Beispiele fallen häufig vor, wenn der Gemsjäger nicht schnell ausweicht, sich an die Felsen anklammert oder ähnliche Rettungsmittel anwendet.

2.

Bei einem gewissen Gouverneur in der östlichen Schweitz setzte ein junger Steinbock durch seine Bewegungen jeden Beobachter in Erstaunen. Man sahe dieses Thier in einem der innersten Höfe des Schlosses in zwei Sätzen eine Mauer hinanklettern und zwar in gerader Linie, ohne daß es sich an etwas anders anhalten

konnte, als an den kleinen Löchern der Mauer, die durch das Abfallen des Kalkes entstanden waren; und von da schwung es sich durch einen dritten Sprung auf eine andre Mauer, welche senkrecht auf der ersten stand. Ehe dieser bewundernswürdige Steinbock sprang, untersuchte er den Fleck, den er gerade treffen wollte, genau. Alsdann fieng er an, mit kurzen Schritten in dem Schloßhofe, wo er eingesperrt war, herumzulaufen, gieng auch von Zeit zu Zeit zur Mauer, um das Ziel von Neuem zu besichtigen, das er erspringen wollte, kehrte wieder zurück und warf sich einigemal auf seinen Beinen vorwärts und rückwärts, als ob er ihre Geschmeidigkeit und Gewandtheit probiren wollte. Nachdem er dieses bewundernswürdige Spiel ziemlich lange getrieben hatte, stellte er sich endlich an, sprang hinauf, kletterte längs der erwähnten Mauer und war da, wo er hin wollte. Man sahe diesen Steinbock sich an der scharfen Kante von dem obersten Theile einer Thurmfahne festhalten und sein gewöhnlicher

Aufenthalt war unter dem Dache des höchsten Schloßthurmes.

3.

Meine Aeltern hielten eine ziemlich starke Katze, der sie in einem Theile des Hauses ihre Schlafstelle anwiesen, zu dem eine Thüre führte, die durch einen breiten Drücker sehr leicht geöffnet werden konnte. Des Abends rief man die Katze, öffnete die Thüre und ließ sie zu ihrer Schlafstätte. Diese Ordnung wurde aber bald unterbrochen. Man fand mehrere Abende die Thüre ganz offen stehen und die Katze bereits in ihrem Ruhewinkel. Die Sache kam zur Sprache; aber Niemand wollte etwas davon wissen, der Katze die Thüre geöffnet zu haben. Da man endlich auch am Tage die Thür offen fand, ohne daß sie ein Mensch aufgemacht hatte; so kam ich dem Dinge auf die Spur. Ich stellte mich in eine Ecke, lauerte, und sahe mit Verwunderung, daß die Katze zu wiederholten Ma-

len nach dem Drücker sprang, ihn endlich mit ihren Vorderbeinen niederdrückte und sich so die Thüre, die bei einem gelinden Stoße leicht zurückschlug, selbst öffnete.

4.

Wenn das gemeine Eichhörnchen gern über ein Gewässer setzen will, das ihm zum Springen zu breit ist, so nimmt es einen Holzspan, setzt sich darauf und rudert mit dem Schwanze über das Wasser nach dem erwünschten Orte hinüber.

5.

Die jungen Hirsche bleiben oft über zwei Jahre in Gesellschaft ihrer Mutter und bilden zusammen einen geselligen Haufen (Rudel). Wenn die Truppe ausgeht, so sieht man die Mutter (das Thier) stets an der Spitze. Bemerkt sie nur die mindeste Gefahr, so bleibt sie stehen, stampft mehrmals mit dem Vorderfuße auf die Erde, um dadurch die übrigen vor der Gefahr zu warnen und

schlägt einen andern Weg ein, auf dem ihr auch die ganze Gesellschaft folgt.

6.

Als ich einmal einen meiner Bekannten, der in dem untersten Geschoß des Hauses (Parterre) sein Wohnzimmer hatte, besuchte und mit ihm im ruhigen Gespräche begriffen war; fieng sein Hund, der ebenfalls im Zimmer war, an, die größte Unruhe zu äußern, lief in der Stube auf und ab und hörte nicht auf die Stimme seines Herrn, der ihm Ruhe gebot, sondern sprang mit einem Male zum offenen Fenster hinaus. So sehr mich auch dieses sonderbare Betragen des Hundes befremdete, so erklärbar wurde es mir doch, als mir mein Bekannter folgenden Aufschluß darüber gab. Der Wirth des Hauses, sagte er, hat einen zwölfjährigen Sohn, der sich die ganze Gunst des Hundes dadurch erworben hat, daß er sich häufig mit ihm abgiebt, ihm gute Bissen bringt, ihn streichelt und überhaupt bei jeder Gelegenheit gut be-

handelt. Ich öffnete darauf die Stubenthüre und sahe den Hund um seinen jungen Wohlthäter herumhüpfen und springen.

7.

In einem gräflichen Schlosse in Bayern ließ sich nicht lange nach dem Tode des Besitzers auf dem obersten Boden ein sogenannter Poltergeist hören. Die Früchte, die auf dem Boden lagen, warf er auf die Straße. Alles gerieth darüber in Schrecken. Endlich kam er sogar die Treppe herunter, schleppte eine Kette mit fürchterlichem Geräusche nach sich und leerte des Nachts in der Küche Töpfe und Schüsseln aus. Der Haushofmeister, welcher den bösen Geist einmal gesehen hatte, beschrieb ihn, als ein wildes haariges Thier mit feurigen Augen, langem Barte und gräßlichen Klauen. Ein beherzter junger Mann beschloß nun, eine Nacht in der Küche zu wachen. Nur Ein Bedienter leistete ihm Gesellschaft. Da alles zu Bette gegangen war, kam das

vermeinte Gespenst mit rasselnden Ketten gerade auf die Küche zu. Der Wächter gieng ihm, mit dem Lichte in der einen, und mit dem Degen in der andern Hand entgegen. Aber plötzlich verlöschte das Licht. Darüber gerieth der junge Mann in eine solche Angst, daß er davon laufen wollte. Aber das vermeinte Gespenst saß ihm plötzlich auf dem Nacken, zerkratzte sein Gesicht, und er fiel ohnmächtig nieder. Der Bediente war indessen durch eine andre Thüre entlaufen und hatte das Bedientenzimmer offen gelassen. Da man damit beschäftigt war, den ohnmächtigen Wächter wieder zum Leben zu bringen, machte sich das Gespenst in diesem Zimmer lustig, warf Kleider, Hüte, Schuhe, Perücken u. s. w. unter und über sich und sprang endlich wieder auf den obersten Boden. Der Ruf von diesem fürchterlichen Wesen kam endlich auch zu den Ohren eines benachbarten Edelmanns. Dieser versprach der Gräfin, sie von diesem Gaste zu befreien. Er gieng, mit einem kleinen Stocke versehen, allein

auf den Boden und fieng an zu rufen: Mignon, Mignon! Sogleich kam das Gespenst auf ihn zugelaufen und ließ sich fangen. Und da er es der Gräfin vorführte, sahe man in dem Gespenste den Affen, der vor Kurzem diesem Edelmanne entlaufen war.

Dieß sind einige Beispiele von den vielfachen Bewegungen, deren die Thiere fähig sind. Jeder wird sich wohl hierbei an mehrere erinnern, die ganz alltäglich sind. So entzieht sich der beleidigte Hund ganz verstohlen den Augen seines Herrn, lauert Stunden lang auf denjenigen, der ihn erbitterte, sucht ihn unter mehreren Gesichtern aus und läßt ihn seinen Groll ganz unvermuthet empfinden, wenn ihn nicht irgend eine große Furcht davon zurückhält. Haasen und Rehe wenden in ihrem Laufe Kunstgriffe an, die ihnen in ihrer jedesmaligen Lage die geschicktesten scheinen, um ihre Verfolger zu täuschen. Die Ziege klettert ganz nach Belieben auf Treppen und Balken, und zum Fenster hinaus und hinein. Der

Hund holt (apportirt) die von seinem Herrn geworfenen, ihm selbst ganz gleichgültigen Sachen; zuweilen unterläßt er es auch aus Laune. Die Bären, Hunde u. a. m. zwingt man, oft genug durch die grausamsten Mittel, zum Tanzen und zu mancherlei Possierlichkeiten, wobei sie aber, wenn sie auch noch so geübt sind, nicht selten die größte und unerklärlichste Halsstarrigkeit zeigen.

Nunmehr fragt es sich: was von diesen unläugbaren, so mannigfaltigen und verschiedenartigen Bewegungen der Thiere die eigentliche Ursache seyn mag? Wenn jener Gemsbock recht absichtlich den Jäger in den Abgrund hinabschleuderte, der Steinbock durch den gewählten und besichtigten Weg nach vielen Vorübungen auf die Mauern und den Thurm stieg und die Katze, wie sie es bei den Menschen vorher gesehen hatte, sich die Thüre selbst öffnete: glaubt ihr wohl, daß sie dieß Alles durch eine fremde Kraft thaten? Wenn jenes Eichhörnchen auf

einem gewählten Holzspane wie auf einem Schiffe ruderte, die Hirschmutter an der Spitze ihrer Jungen ihren Weg der Sicherheit halber so oft veränderte, der Hund, da er sich nicht anders helfen konnte, den ungewöhnlichen Weg zum Fenster hinaus wagte, und der Affe durch sein Werfen und Nachtwandeln so viele Menschen beunruhigte: meint ihr wohl, daß sie dazu ein körperliches Triebwerk bewegte, so wie das Wasser die Mühle und das Gewicht die Wanduhr in Bewegung setzen? Nein, die Thiere können unmöglich wie eine Maschine bewegt werden. Maschinen gehen Tag vor Tag einen und eben denselben Gang, wie es ihr innerer Bau erfordert, und verändern diesen einmal angefangenen Gang nicht, wenn der Besitzer davon sowohl, als sie selbst auch von der größten Gefahr bedroht würden. Die Thiere hingegen verändern ihre Bewegung nach den jedesmaligen nicht immer vorhergesehenen Umständen ganz *eigenmächtig* und müssen dazu *in* sich *selbst* eine *eigne*

Kraft haben, welche alle ihre Körpertheile in Bewegung setzt. Durch diese bewunderswürdige Kraft sind sie keinem fremden Zwange unterworfen, sondern nach ihrem eignen Antriebe wirksam. Alle ihre Bewegungen hängen von nichts als von ihnen selbst ab, und aus diesem Grunde heißen sie willkührliche Bewegungen. Das Vermögen zu willkührlichen Bewegungen ist die Willkühr. Willkühr aber ist nichts Körperliches; wo sie ist, da muß etwas Geistiges, das da will, da muß eine Seele seyn. Die Thiere haben Willkühr und willkührliche Bewegungen: also haben sie auch eine Seele, die wir zwar durch keinen unsrer Sinne wahrzunehmen, wohl aber aus ihren Wirkungen zu kennen im Stande sind. Wir schreiben dem kleinen, noch unverständigen und unvernünftigen Kinde mit Recht eine willkührliche Bewegung und eine Seele zu, und eben diese Gerechtigkeit müssen wir auch den Thieren wiederfahren lassen, ohne uns durch die großen Vorzüge, die unser

Geist vor ihnen besitzt, daran hindern zu lassen. Jedoch, wir werden uns von dem Daseyn der thierischen Seelen immer noch fester überzeugen, wenn wir jezt weiter gehen, um die Fähigkeiten und Kräfte derselben kennen zu lernen.

Zweite Abtheilung.

Von den Empfindungen der Thiere.

Wenn die Dinge die euch umgeben, auf eine gewisse Art auf euren Körper wirken, so bringen sie auch in eurer Seele gewisse Veränderungen hervor. Der blühende Baum vor euren Augen, der Trompetenschall vor euren Ohren, die kalte, euch anwehende Luft, das Salz auf eurer Zunge und die duftende Rose vor eurer Nase dringen in eure Seele oder, welches eben so viel ist, sie machen auf euch gewisse Eindrücke: ihr sehet nämlich den Baum, höret die Trompete, fühlet die kalte Luft, schmecket das Salz und riechet die Rose. Solche Eindrücke, die die Seele von äußern Gegenständen erhält, heißen Empfindungen und die Mittel, wodurch die Gegenstände in die Seele ge-

langen und Empfindungen erwecken, sind die Sinneswerkzeuge und Nerven. Das ganze Vermögen des Menschen, von Gegenständen durch die Sinne Eindrücke aufzunehmen und Empfindungen zu erhalten, wird Sinnlichkeit genannt und Alles, was von diesem Vermögen abhängig ist, heißt sinnlich.

Sehen wir nunmehr auf die Thiere, so bemerken wir dasselbe Vermögen in einem sehr hohen Grade bei ihnen. Der Hirsch sieht seine Feinde und flüchtet sich an einen sichern Ort. Der Haase hört den Schuß des Jägers, erschrickt, ändert seinen Weg und entläuft mit verdoppelter Schnelligkeit. Das Pferd schmeckt das Angenehme und Kräftige der Getreidekörner und läßt die dumpfigen, ungedeihlichen Halme liegen. Der Geruch des gebratenen Speckes lockt die Maus aus ihrem Schlupfloche und macht, daß sie den Mehlkasten unangetastet stehen läßt. Die Katze fühlt das Wohlthätige der erwärmenden Sonne und liegt mit dem

größten Wohlbehagen auf dem Platze, wohin sie scheint, so wie der Hund fast mit Verzweiflung kämpft, wenn man Kienöl auf seinen Körper gießt. Auf jedes dieser Thiere machen die äußerlichen Dinge einen bestimmten Eindruck und erwecken in ihnen angenehme oder unangenehme Empfindungen. Ohne Fähigkeit zu empfinden ließe sich das Roß eben so wenig durch Sporn und Gebiß lenken, der Hund, Affe und Bär eben so wenig zum Tanzen und der Falke zum Jagen abrichten, als ein Stück Holz oder ein Stein. Die Mittel, wodurch die Gegenstände in die Seele des Thieres gelangen und ihm Empfindungen gewähren, sind, wie bei dem Menschen, die Sinneswerkzeuge und die Nerven. Nerven sind weiße, markige Fasern, die sich, um überall Empfindung zu befördern, durch den ganzen Körper, besonders aber nach den Werkzeugen der Sinne hin, verbreiten und die Gegenstände in die Seele bringen. Theile des Körpers, die keine Nerven haben,

z. B. Nägel, Krallen, Hufe, Oberhäute, Hörner und Haare, können auch nichts empfinden. Je vollkammner die Nerven und die Werkzeuge der Sinne an den Thieren sind, desto vollkommner sind auch ihre Empfindungen. Da die Sinne eine so wichtige Ausstattung der Thiere sind und auf die Beschaffenheit ihrer Seelenkräfte einen großen Einfluß haben, so wollen wir uns jezt etwas dabei verweilen.

Das Gesicht.

Das äußere Werkzeug desselben ist das Auge, ein kugelförmiger Körper (Augapfel), der mit dreierlei Feuchtigkeiten angefüllt ist, die durch drei verschiedene Häute zusammengehalten werden. In diesen Körper fallen die von den Gegenständen ausgehenden oder zurückprallenden Lichtstrahlen, brechen sich in den Feuchtigkeiten, gelangen endlich in den Sehnerven und durch diesen in die Seele, die nun die Gegenstände, von denen die Lichtstrahlen kamen, sieht oder empfindet. Die Augen

sitzen, sehr gut verwahrt, am vordern Theile des Körpers: am Kopfe, um sogleich alles bequem übersehen zu können. Bei einigen Schnecken sitzen sie am Ende oder in der Mitte der Fühlhörner. An vielen kleinern Thieren bemerkt man gar keine Augen. Die Insekten aber haben die mehrsten; an einer Fliege z. B. befinden sich an 12000 und an einem Schmetterlinge an 30000 Augen, die zusammen kleine Klümpchen bilden. Die Vögel haben ausser den gewöhnlichen Augenhäuten noch ein dünnes, weißlichtes und durchsichtiges Häutchen bekommen, das sie nach Belieben zum Schutze vor dem Staube und ähnlichen Uebeln über das Auge ziehen können; es bekommt den Namen der nickenden Haut (Nickhaut). Bei mehrern Thieren, als bei den Eulen, Katzen und Fischen, sind die Augen so gebaut, daß sie damit im Dunkeln sehen und ihrem Fraße auch in der Nacht nachgehen können. Im Ganzen sind die Augen mit beweglichen Augenliedern oder Augendeckeln versehen, die am Rande mit Haaren (Wimpern)

besetzt sind. Mit diesen kann das Thier seine Augen schnell zuschließen und sie vor kleinen Insekten, Staub, Schneegestöber und blendenden Lichtstrahlen sicherstellen. Der Affe und der Elephant haben mit dem Menschen an beiden Augenliedern Wimpern, die sich sonst bei den Thieren nur blos an den obern finden. Uebrigens haben die Augen der Säugthiere mit den Augen der Menschen die mehrste Aehnlichkeit, nur daß sie nicht das Geistvolle und Sprechende des menschlichen Auges in gleichem Grade besitzen.

Das Gesicht ist bei manchen Thieren, namentlich bei den Befiederten weit schärfer, als bei den Menschen. Die meisten Vögel sehen nicht nur sehr scharf, sondern umfassen auch dabei mit möglichster Genauigkeit und Deutlichkeit in wenigen Augenblicken viele und verschiedenartige Gegenstände. Die Raubvögel sehen aus einer außerordentlichen Höhe Frösche, Schlangen, kleine Vögel und andre Thiere, die ihre Nahrungsmittel ausmachen.

Die Falken bemerken aus einer Höhe, wo sie kein menschliches Auge mehr erreichen kann, die kleinste Maus auf der Erde. Einige Raubvögel, die von Fischen leben, beobachten aus einer beträchtlichen Höhe den Zug der Fische, schießen herab und erhaschen ihren Fraß, ohne zu ersaufen. Die Hühner sehen schon den Habicht, ihren mörderischen Feind, wenn er uns noch als ein kleiner schwarzer Punkt erscheint. Der Luchs sieht mit seinen grossen, funkelnden Augen ebenfalls ungewöhnlich weit und scharf, so daß die Luchsaugen zum Sprüchworte geworden sind. Müssen nicht Thiere, mit solchen Gesichtswerkzeugen versehen, Eindrücke mit unglaublicher Deutlichkeit von unzählbaren Gegenständen erhalten?

Das Gehör

wird durch das äußere Ohr, den Gehörgang und den Gehörnerven befördert. Das **äußere** Ohr, das fast das Ansehen eines knorpelichten Trichters hat,

dient dazu, den Schall (wellenförmigbewegte Luft) aufzufangen und in den Gehörgang zu leiten. Aus diesem bogenförmigen, knorpelichten oder knöchernen Gange dringt der Schall auf eine ausgespannte Haut (Trommelfell), setzt diese und einige damit verbundene Gehörknochen in eine zitternde Bewegung und gelangt dadurch endlich zum Gehörnerven. Durch diesen erhält die Seele auf eine unbegreifliche Weise den Eindruck von der bewegten Luft und empfindet den jedesmaligen Schall.

Diese jezt beschriebenen Gehörwerkzeuge haben die mehrsten größern Thiere ganz vollständig, so häufig sich auch bei den kleinern Abweichungen davon finden. Ob den Insekten gleich das äußere Ohr (Ohrlappen) fehlt, so läßt sich doch noch keinesweges daraus bei allen auf den gänzlichen Mangel des Gehörs schließen. Die Bienen und Hausgrillen geben einen Laut von sich und rufen sich gleichsam einander zu. Auch lassen sich viele durch

einen gewissen Laut von den Menschen locken und in Schrecken setzen, woraus doch folgt, daß sie Eindrücke davon in ihre Seele aufnehmen müssen. Die Fische sind, wie man sonst glaubte, nicht taub, weil sie bei allem Mangel des äußern Ohres doch gewisse ihnen eigenthümliche innerliche Gehörwerkzeuge haben, wodurch der im Wasser fortgepflanzte Schall in ihre Seele dringt. So kann man die Karpfen, wie die Hühner und mehrere Hausthiere daran gewöhnen, sich auf die Stimme eines Menschen oder auf den Schall einer Glocke zu versammeln und ihr Futter zu holen. Daß die Fische ein Gehör haben, wissen die Fischer sehr gut, die jedes Geräusch vermeiden, um sie nicht dadurch zu verjagen.

So verschieden die Thiere in ihrer Lebensart sind, so verschieden sind auch beinahe die Richtungen des äußern Ohres, das von Natur beweglich ist. Bei den wilden Thieren ist es aufgerichtet, bei den zahmen hingegen meistens hän=

gend. Das Wiesel neigt seine Ohren etwas nach der Erde zu, um durch Hülfe des Gehörs die Ratten und Mäuse eher zu erjagen. Der Fuchs, der nach den Vögeln, Insekten u. s. w. lauscht, spitzt sie in die Höhe. Der Haase und das Kaninchen legen sie rückwärts, um den Schall von ihren Verfolgern aufzufangen und sich vor ihnen in Sicherheit zu bringen. Der Löwe und die Katze aber spizzen sie vorwärts, um ihren Raub zu behorchen und sich desselben um desto eher und gewisser zu bemächtigen. Bei den Pferden kann man fast immer die jedesmaligen Empfindungen in ihrer Seele aus der Lage der Ohren erkennen: sind sie muthig und streitlustig, so halten sie dieselben aufrecht und bewegen sie mit vieler Abwechselung und Geschmeidigkeit; sind sie aber furchtsam, erschrocken oder krank, so lassen sie die Ohren mehr hängen und bewegen sie sehr wenig und langsam.

Dem Haasen kommt sein ungewöhnlich scharfes Gehör bei seiner Schwäche und Furchtsamkeit ganz vorzüglich zu statten, indem er schon in beträchtlicher Ferne Nachstellungen dadurch bemerken und ihnen entgehen kann. Daß die Thiere durch das Gehör Eindrücke erhalten, könnt ihr auch daraus sehen, daß man sie durch ein starkes Geräusch oder einen durchdringenden Ton leicht aus dem Schlafe wecken kann. Wie mancher Mensch mag nicht schon dem feinen Gehöre des schlafenden Hundes sein Leben und Eigenthum zu verdanken haben, wie die Familie in folgender Erzählung.

1.

In die Wohnung eines begüterten Landpredigers brachen einst zur Mitternachtszeit vier verwegene Diebe ein. Der Prediger schlief im hintern Theile des Hauses, an welchen ein Hof mit einem Seitengebäude stieß; seine Gattin aber hatte mit ihren zwei Töchtern ihr

Schlafzimmer im Vordertheile des Hauses. Um ihren verruchten Plan nicht gleich beim Anfange der Ausführung scheitern zu sehen, tödteten die Diebe auf eine schnelle und geschickte Art den Hund des Hauses, brachen dann in das Schlafzimmer des Predigers ein und suchten sich vor allen Dingen seiner Person zu bemächtigen, weil sie ihn für das größte Hinderniß ihres Wagestücks hielten. Allein das dabei unvermeidliche Geräusch sowohl, als der dumpfe Klageton des unglücklichen Predigers drangen in die Ohren eines Hundes, der in einem Zimmer des Seitengebäudes im Hofe, vor dem Bette seines Herrn, schlief. Er wachte davon auf, fieng ängstlich an zu kratzen und zu bellen, und brachte auch seinen Herrn aus dem Schlafe, welcher ein Student war, der von der Universität aus seine Aeltern besuchen wollte und bei dem Prediger, einem Freunde seines Vaters, auf eine Nacht eingekehrt war, weil ihn sein Weg eben hier vorbeiführte. Dieser kluge Jüngling sprang sogleich aus sei-

nem Bette, merkte aus mehrern Anzeigen das Unglück im Hause, hetzte seinen tapfern Hund fort und schoß eine Pistole, die er auf seiner Reise immer geladen bei sich trug, nach dem Erdboden des Hofes hin los. Die Diebe hielten sich von vielen bewaffneten Menschen umringt, und ergriffen, von Schrecken und Furcht betäubt, eiligst die Flucht, ohne etwas mitzunehmen. Der Student eilte unverzüglich in das Schlafzimmer des Predigers und fand ihn an Händen und Füßen gebunden und mit Todesangst kämpfen. Denn die Bösewichte hatten ihm ein Tuch in den Mund gestopft, damit er nicht schreien und um Hülfe rufen sollte. Die Frau des Predigers kam jezt ebenfalls herzugelaufen und half ihren Gatten befreien. Der Halbtodte schöpfte wieder ungehindert Athem und kam nach und nach zu sich selbst.

2.

In der Geschichte der Römer findet sich ein seltsames Beispiel von dem fei=

nen Gehöre und der Wachsamkeit der Gänse.

Als nämlich ungefähr vier hundert Jahre vor Christi Geburt die Gallier (alten Einwohner des heutigen Frankreichs) in das Römische Gebiet einfielen und nach einer glücklichen Schlacht auch sogar Rom einnahmen, plünderten und in Brand steckten; retteten sich die noch in dieser Hauptstadt des Reichs anwesenden streitbaren Männer auf das Kapitolium (ein festes Schloß auf einem Berge). So sicher sie auch hier zu seyn glaubten, so wären sie doch beinahe samt dem Kapitol ein Raub der Feinde geworden. Die Gallier suchten nämlich des Nachts mit vieler Mühe den Berg zu ersteigen, und thaten dieses mit so wenigem Geräusche, daß sie weder von den Schildwachen, noch von den Hunden bemerkt worden seyn sollen. Nur einige darauf befindliche Gänse wurden dadurch in Unruhe gesetzt und weckten durch ihr Schnattern und Lärmen die schlafenden Römer auf, die nun die fast ganz

zum Kapitol heraufgekletterten Gallier wieder hinunterstürzten.

Hättet ihr wohl geglaubt, daß die Gänse, die man — unter uns gesagt — hier und da für etwas einfältig hält, jemals im Stande gewesen wären, sich den Dank vieler tausend Menschen für ihr gerettetes Leben und Eigenthum zu erwerben? Wundern werdet ihr euch aber bei dem ganzen Vorfalle darüber, daß die Hunde nicht auch aufwachten und bellten. Allein, vielleicht war es den Römern nicht gelegen, die Hunde für dießmal eine so wichtige Rolle spielen zu lassen, weil sie der Göttin Juno, welcher — wohl zu merken! — die Gänse geweiht waren, für ihre erhaltene Wohlfahrt gern ein dankbares Kompliment machen wollten. Dem sey, wie ihm wolle, so ist doch so viel gewiß, daß das leise Geräusch der Gallier von fein hörenden Thieren vernommen wurde.

Der Geschmack

beruht auf den Nervenwärzchen, die sich besonders auf der Oberfläche der fleischigten Zunge verbreiten. Ein Schleim löset die feinen salzigen Theile der Nahrungsmittel auf, welche nun in die Nerven dringen und in der Seele des Thieres die Empfindung des lieblichen oder widrigen Geschmackes erwecken. Ihr werdet vermuthlich schon die Zunge eines Rindes gesehen haben; diese ist, wie überhaupt die Zungen der Pflanzen fressenden Thiere, mit harten Warzen besetzt und deswegen sehr rauh, ja für eine feine Haut sogar schmerzlich anzufühlen. Die katzenartigen Thiere haben stachlichte Zungen. Bei einigen Thieren sind die Zungen breit, bei andern wiederum schmal und oft nichts anders, als knorplichte, unförmliche Fleischklumpen. Aber alle diese so verschiedenartigen Zungen sind doch mit Geschmacksnerven versehen.

Was werdet ihr nun aber von dem Geschmacke derjenigen Thiere urtheilen, die

gar keine Zunge haben, wie z. B. von dem Geschmacke der Polypen? Vermuthlich wäret ihr geneigt, ihnen denselben ganz abzusprechen. Aber dieß wäre zu voreilig. Diese röhrenförmigen Thierchen schmecken höchstwahrscheinlich mit dem Innern des ganzen Körpers, so wie viele Insekten mit ihren Saugrüsseln schmecken. Denn wir dürfen nicht sogleich ohne gewisse Ueberzeugung von einigen Thieren auf alle übrigen schließen und glauben, daß es dem Schöpfer nicht möglich gewesen wäre, außer der Zunge auch andre Theile des Körpers mit dem Geschmacke zu versehen, der für das ganze Daseyn der Thiere eine so wichtige Sache ist.

Durch den Geschmack sollten die Thiere nicht nur beim Genusse der gewürzreichen und kraftvollen Nahrungsmittel ihres Lebens froh werden, wie ihr euch bei einer wohlschmeckenden Speise ebenfalls eures Lebens freuet; sondern sie sollten auch dadurch mit in den Stand gesetzt werden,

gerade die für sie bestimmten Nahrungsmittel zu finden. Geruch und Geschmack sind unstreitig die Ursachen, warum das größere Hornvieh nicht mehr und nicht weniger als etwa 270, die Pferde 262, die Schafe 387, die Ziegen 449 und die Schweine nur 72 Pflanzenarten genießen. Alle andre Gewächse lassen sie stehen, sie mögen auch noch so prachtvoll aussehen, oder ihr möget sie zum Genusse derselben so viel locken, als ihr nur wollt. Ausnahmen hiervon wird es äußerst wenige geben. Der Hund frißt keine Speisen, worinnen Brandtwein ist und die Katze läßt den schönsten Senf stehen. Die Krähen und Raben kennen keine größere Delikatesse als das Aas; die Löwen und Adler empfinden hingegen den größten Abscheu davor. Legt einer Raupe an 30 verschiedene Blätterarten vor, und sie wird doch nur unter allen diejenigen, und oft nur eine einzige befressen, die ihr gut riecht und schmeckt. Die Thiere können keine so guten Pflanzenkenner und scharfen Beurtheiler des Gesunden und Ungesunden, als die Menschen,

werden; daher mußten sie zum Ersatze den Geschmack und ähnliche sinnliche Unterscheidungsmittel bekommen, die für sie untrüglich waren. Auch ist der Geschmack den Thieren ein Verhinderungsmittel, sich nicht beim Genusse zu überladen. Wenn sie gesättigt sind, so hören die Speisen auf, ihnen gut zu schmecken, und sie verdauen und warten nun erst, bis sie wieder Hunger und Appetit bekommen. Gewürze aus allen Welttheilen, üble Gewohnheiten, eine erhitzte, verdorbene Einbildungskraft und ein böser Wille machen zwar, leider! oft die Menschen zu unersättlichen Essern und unvernünftigen Schwelgern, aber nicht die Thiere, die jene Uebel nicht kennen und in den ihnen angewiesenen Grenzen der einfachen Natur bleiben müssen.

Der Geruch

wird durch eine schleimigte Haut in der Nase befördert, in welche viele zarte Nerven geleitet sind. Aller Geruch entsteht

durch gewisse Dünste, die von den uns umgebenden Dingen ausgehen und mit der Luft beim Athemholen in die Nase gezogen werden. Wenn ihr z. B. eine Rose riecht, so zieht ihr die von dieser königlichen Blume ausgehenden, feinen Dünste mit der Luft in die Nase, die sich dann an die Schleimhaut derselben ansetzen, in die daselbst verbreiteten Nerven eindringen und dadurch in eurer Seele die Empfindung des schönen Rosengeruchs hervorbringen.

Auf eben diese Weise bekommen die Thiere die Empfindung des Geruchs, der oft bei ihnen weit stärker, als bei den Menschen ist.

Was die Nase als das äußere Werkzeug des Geruchs anlangt; so hat der Mensch nur allein eine schöne, hervorstehende Nase. Denn selbst bei den Affen ist sie platt, kurz und unansehnlich. Die Thiere sind im Ganzen nur mit Nasenlöchern, die durch eine Scheidewand getheilt sind, versehen. Bald steht an diesen Lö-

chern mehr, bald weniger ein Körpertheil hervor. Die Vögel und Fische haben bloße Nasenlöcher. Aus dem, was ich oben über die Art und Weise, wie der Geruch entsteht, gesagt habe, werdet ihr leicht einsehen, daß das Werkzeug dieses Sinnes bei den Thieren allemal da angebracht seyn muß, wo sie die Luft ein = und ausathmen. Ob alle Thiere, besonders die kleinsten, einen Geruch haben, ist noch nicht erwiesen. Daß die Ameisen, Bienen, Aasfliegen, Wasserinsekten, z. B. die Krebse, durch den Geruch geleitet, ihrer Speise nachgehen und dieß oft sehr weit, ist bekannt genug. An dem Geruche der größern Thiere zu zweifeln, wird Niemanden von euch einfallen, da ihr euch stets augenscheinlich davon überzeugen könnt. Ich will jetzt nur einige Beispiele von denjenigen Thieren anführen, die diesen Sinn ausnehmend scharf besitzen.

Die Raben, Krähen, Habichte und Wölfe riechen das Aas, und selbst nur kürzlich umgekommene Thiere in einer Ent=

fernung, die oft mehrere Stunden beträgt, und nehmen ihren Zug darnach, ohne es zu verfehlen. Die Wölfe riechen (wittern) auch sogar die Spur lebendiger Thiere und gehen meistens dem Winde entgegen, um die mit ihm kommenden Dünste durch den Geruch aufzufangen. Das Rennthier hat einen so feinen Geruch, daß es das Moos in weiter Entfernung riecht und es einige Fuß tief aus dem Schnee hervorscharrt. Auch hat man gesehen, daß es die Fußtapfen der Menschen roch, die zwölf Stunden vorher auf den Felsen im Schnee gegangen waren und sich dadurch abschrecken ließ, weiter zu gehen. Aber unter allen Thieren zeichnet sich wohl keins durch seinen starken und feinen Geruch so außerordentlich aus, als der Hund, welches zu bewundern ist, da man die Schärfe dieses Sinnes sonst nur bei den in der Wildniß und vom Aase lebenden Thieren ganz vorzüglich bemerkt. Erinnert euch nur an den Spürhund, der durch seinen Geruch auf der Jagd so vortrefliche Dienste leistet und selbst die Fuß-

tapfen eines Hirsches, der durch eine Heerde Vieh gelaufen ist, auf dürrem Boden wittern und dem Jäger anzeigen kann. Aber auch die übrigen Racen besitzen diesen Vorzug im ungewöhnlichen Grade. Die Hunde riechen sowohl ihren Herrn, dessen Hausgenossen und Sachen, als auch fremde Menschen, Thiere und Gegenstände. Man erzählt davon verschiedene Anekdoten.

1.

Als der Graf Beniowski auf seinen Seereisen nicht weit von Japan war, aber noch in quälender Ungewißheit deswegen lebte; bekam er mit seinen Schiffsleuten eines Tages schönes, helles Wetter. Einige Vögel, die sie für Landvögel hielten, belebten ihre Hoffnung von Neuem, daß nun bald festes Land kommen würde. Beim Untergange der Sonne wurde vom Mastkorbe Land gerufen, aber es war bereits schon zu dunkel, als daß man eine weitere Entdeckung davon hätte machen

können. Der Graf segelte darauf vier und zwanzig große Seemeilen fort, fand aber kein Land und glaubte nun mit ganzer Ueberzeugung, daß man auf dem Mastkorbe Wolken für festes Land angesehen habe, weil beides in großer Entfernung den Schiffenden ganz gleich erscheint. Am folgenden Morgen um fünf Uhr sahe man vom Mastkorbe nichts als trübe, dicke Wolken. Um diese Stunde aber fieng der Hund des Grafen auf dem Vordertheile des Schiffes unaufhörlich an zu bellen und schnob die Luft durch die Nasenlöcher in sich. Der Schiffsarzt, der diesen Umstand bemerkte, gieng eiligst zum Grafen, benachrichtigte ihn davon und versicherte ganz zuversichtlich, daß nunmehr Land in der Nähe seyn müsse, weil er wisse, daß die Hunde es gewöhnlich zu riechen pflegten. Um acht Uhr wurde zwar Land gerufen, aber es waren Wolken. Um neun Uhr sahe endlich ein Amerikaner, der mit unter der Schiffsgesellschaft war, das Land; jedoch keiner von den übrigen konnte etwas davon mit

den Augen entdecken. Um halb zehn Uhr erblickte der Graf selbst vom Mastkorbe das Land und erst gegen eilf Uhr lag es klar und deutlich vor den Augen Aller.

Nach diesen Nachrichten roch der Hund auf zehn Seemeilen die Ausdünstungen des festen Landes. Merkwürdig war hierbei noch, daß der Amerikaner durch sein scharfes Gesicht ein und eine halbe Stunde das Land eher sahe, als alle Europäer.

2.

Ein Edelmann hatte durch einen seiner Bedienten einen Hund zum Spüren abrichten lassen und wollte nun einen Versuch machen, ob der Hund diesen Menschen durch den Geruch in einer beträchtlichen Entfernung wieder finden würde. Der Bediente mußte vier Meilen weit nach einem gewissen Orte reisen und von da noch drei Meilen weiter nach einer Stadt gehen, wo eben Jahrmarkt war. Einige Zeit nach seiner Abreise ließ der

Edelmann den Hund laufen; schickte ihm aber einige Bedienten nach, die ihm allenthalben nachfolgen und ihn beobachten sollten. Ob der Hund gleich auf dem Wege vielen Menschen, die zu Markte giengen, begegnete; so ließ er sich doch nicht von seiner Spur abbringen. Er erreichte glücklich die erwähnte Stadt, lief durch die Gassen und endlich in ein Haus, wo der Bediente, der ihn abgerichtet hatte, im obersten Stocke saß, ohne daß die andern Leute, die dem Hunde nachgeschickt worden waren, etwas davon wußten.

3.

In Pensilvanien lebte ein Mann, der von den durch das Edikt von Nantes vertriebenen Hugonotten herstammte und fand seine ganze Zufriedenheit in dem Zirkel seiner Familie, die aus eilf gesunden und starken Kindern bestand. Eines Tages vermißte man in dieser Familie das jüngste Kind, einen Knaben von vier Jahren. Man suchte ihn überall auf dem

Felde und auf dem vorbeigehenden Flusse mit grosser Aengstlichkeit, aber vergebens. Nun riefen die Aeltern ihre Nachbarn zu Hülfe und giengen alle zugleich in den Wald auf dem angrenzenden Gebirge. Sie riefen und suchten mit der größten Emsigkeit, ohne von dem Kinde die geringste Spur zu finden. Es ward Nacht, aber die Aeltern wollten dessen ungeachtet nicht zurückkehren. Ihre Betrübniß und Furcht wurde nun um so größer, weil sie wußten, daß die Bergkatzen den Menschen mit einer Wildheit und Behendigkeit anfallen, gegen welche es selbst erwachsenen Leuten schwer fällt, sich zu vertheidigen. Die Nacht verstrich unter diesen ängstlichen Betrachtungen. Sobald der Tag anbrach, fieng man von Neuem an das Kind zu suchen; aber mit eben so schlechtem Erfolge, wie vorher. Glücklicher Weise kehrte ein Wilder bei dieser Familie ein, um in dem Hause seines Freundes etwas auszuruhen. Als er aber Niemanden als eine alte Negerin daselbst antraf, wurde er bestürzt und fragte:

wo ist mein Bruder? Die Negerin erzählte ihm nun, was vorgefallen war, worauf der Wilde antwortete: ziehe deine Glocke, damit dein Herr nach Hause komme, ich will sein Kind schon finden. Es war damals schon Nachmittags um drei Uhr und der Knabe war noch nicht entdeckt. Als der Vater nach Hause kam, verlangte der Wilde die Schuhe und Strümpfe, die das Kind zuletzt getragen hatte. Darauf ließ er seinen Hund diese Kleidungsstücke beriechen, zog einen Strich in die Erde, von dem Hause an, und befahl dem Hunde, da, wo er den Strich gemacht hatte, die Erde zu beriechen. Diesen Strich verlängerte er in Begleitung des Hundes auf eine Viertelmeile rund um das Haus. Aber der Zirkel war noch nicht vollendet, als schon der Hund anfieng zu bellen und seiner eignen Spur zu folgen. Nicht lange hernach bellte er von Neuem, und als die Gesellschaft dieß hörte, liefen sie alle dem Hunde nach; aber sie verloren ihn in dem dichten Walde bald aus den Augen.

Nach einer halben Stunde kam der Hund mit einer merklichen Veränderung in seinen Gebehrden zurück, und die Freude redete aus seinen Augen. Nun begleitete der Wilde seinen Hund, der ihn zu dem Knaben hinführte, welcher ohnmächtig und fast todt an dem Fuße eines Baumes lag. Der Wilde brachte hierauf das Kind seinen Aeltern zurück, die ihm nicht hatten folgen können. Es wurde vollkommen wieder hergestellt; aber der Hund war der, der es vom Tode rettete.

4.

Folgender merkwürdiger Vorfall ereignete sich 1782 auf dem Jahrmarkte zu St. Germain, einer Vorstadt von Paris.

Ein gewisser Pachter wollte in Begleitung seines Hundes einen besondern, schönen Platz des Jahrmarktes sehen; man sagte ihm aber, sein Hund dürfe nicht mitgehen. Er bat daher die Schildwache, ihn in Verwahrung zu nehmen und versicherte, das Thier würde nicht weglaufen. Der Pachter wurde hierauf

hineingelassen. Nachdem er seine Neugierde auf dem Jahrmarkte befriedigt hatte, kehrte er zu seinem Hunde zurück; ward aber sogleich gewahr, daß er seine Uhr eingebüßt habe. Er klagte seine Noth der Schildwache und setzte hinzu, daß, wenn der Dieb auf dem Jahrmarkte wäre, er gar nicht zweifele, daß sein Hund ihn erkennen würde. Da die Schildwache ihm erlaubte, einen Versuch zu machen; so rief er seinen Hund, gab ihm zu verstehen, daß er seine Uhr verloren habe und befahl ihm, selbige zu suchen. Nachdem er seinen Herrn berochen hatte, lief er auf den Marktplatz hin; es währte nicht lange, so kam er mit Aeußerungen von Freude und Unruhe wieder zurück, machte ein leichtes Gebelle, zog seinen Herrn beim Rocke, lief einige Schritte vorwärts und kehrte dann gleich wieder um, als wenn er ihm gleichsam sagen wollte, er solle ihm folgen. Man folgte ihm wirklich und sahe den Hund, vor einem sehr wohlgekleideten Herrn stille stehen, der seine Augen in allen Bu-

den herumgehen ließ. Man rief den Hund, aber vergebens; weder Stöße noch Drohungen konnten ihn von seinem Standorte wegtreiben. Alle andre Personen ließ er vorbeigehen, nur nicht den reichgekleideten Herrn, der seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien. Die Schildwache erfuhr diese ganz besondern Umstände und berichtete sie einem Polizeybedienten. Man nahm nun diesen Herrn in Verhaft und brachte ihn vor einen Kommissair. Der Hund und sein Herr begleiteten ihn dahin und blieben an der Thüre stehen. Inzwischen durchsuchte man seine Taschen und fand acht Uhren und zwölf Dosen darinnen. Diese Sachen wurden bei Seite gelegt. Der Pachter wurde hereingerufen, gab von seiner Uhr eine umständliche Beschreibung und bat den Kommissair, seinen Hund noch einmal die Uhr suchen zu lassen. Auf seine Bitte wurden nun die Uhren in eine nahegelegene Kammer getragen. Darauf befahl er dem Hunde, die seinige herzuholen; der Hund brachte

auch wirklich diejenige mit, die sein Herr als die seinige vorhin beschrieben hatte.

Ihr werdet bei dieser Begebenheit mehrere ausgezeichnete Kräfte des Hundes bewundern, aber der überaus feine Geruch desselben ist dabei ganz vorzüglich unverkennbar. Unter so vielen fremden Menschen und tausenderlei Gegenständen aller Art gerade den Dieb zu riechen, und zwar durch eine Uhr, die nebst zwölf Dosen und sieben andern Uhren in seiner Tasche versteckt war; das ist gewiß eine außerordentliche Erscheinung. Und doch giebt es auch Menschen, die eine ähnliche Schärfe des Geruchs zeigen. In Indien soll es Kaufleute geben, die die Feinheit des Goldes und Silbers blos durch den Geruch zu bestimmen im Stande sind. Menschen, die in der Wildniß aufwuchsen, haben, nach ihrer Aufnahme in die menschliche Gesellschaft, ebenfalls versichert, daß sie eßbare Kräuter und Wurzeln, so wie auch Thiere und Menschen in großer Ferne sehr gut gerochen

hätten. Wolltet ihr wohl für einen so scharfen und feinen Geruch die Wildniß dem gesitteten Leben, wo man nur mässig riecht, vorziehen?

Das Gefühl oder die Betastung wird durch die in der ganzen Haut verbreiteten Nerven bewerkstelligt, die, wenn sie berührt oder betastet werden, in der Seele die Empfindung von hart oder weich, rauh oder glatt, warm oder kalt, feucht oder trocken erzeugen. Je weniger die Haut und die darunter liegenden Nerven bei den Thieren durch Schuppen, Schilder, Stacheln, Borsten, Federn, dichte und dicke Haare und dergleichen bedeckt sind; desto feiner ist das Gefühl. Der Mensch hat hierinnen einen Vorzug vor den Thieren, indem alle diese unempfindlichen Bedeckungen sein vortrefliches Gefühl nicht schwächen. Jedoch findet man bei einem jeden Thiere so viele Stärke des Gefühls, als für den Platz nöthig war, den es in der Reihe der ge-

schaffenen Dinge einnehmen sollte. Die Spinne hat diesen Sinn ausnehmend fein: sobald irgend ein Thierchen sich in ihr so kunstvoll gewebtes oder gestricktes Netz begiebt und darin verwickelt, oder es auch nur von ferne berührt; so fühlt sie es den Augenblick in ihrer Höhle und bemächtigt sich desselben mit großer Geschicklichkeit, wenn sie ihm nicht an Kräften nachsteht. Die geringste Bewegung des Wassers macht einen schnellen Eindruck auf das Gefühl der Fische, so daß sie plötzlich aufschrecken und sehen, was für sie zu thun seyn möchte. Werfet nur ein Körnchen Sand oder Getreide in ein Gewässer, wo Fische sind, und ihr werdet euch davon überzeugen. Der Rüssel des Elephanten ist, wie aus lauter Nerven zusammengesetzt und gewährt dem Thiere ein Gefühl, woran ihn so leicht kein anderes übertreffen möchte. Die Vögel bereiten ihren Jungen so weiche und warme Nester, als es ihnen nur möglich ist, und wenn sie sich auch dazu ihre eignen Federn ausrupfen sollten. Diejeni=

gen Thiere, die den Winter in einen Zustand des Schlafes oder der Erstarrung verfallen, suchen und verschaffen sich ein Lager, das sie möglichst vor Kälte, Härte und Nässe schützt. Dem Gefühle der Katze behagt die Wärme gar zu wohl, daher sie emsig warme Plätze aufsucht und sich sogar in den etwas verkühlten Ofen und auf den Feuerherd legt. In allen diesen Fällen zeigen die Thiere Empfindungen des Gefühls. Auch selbst die Polypen und andre kleine und schwache Thierchen haben diesen Sinn. Bei der leichtesten Berührung ziehen sie sich schnell zusammen oder strecken ihre Gliedmaßen aus, je nachdem sich ihnen eine Gefahr oder eine Beute nähert.

Dieß wäre es ungefähr, was ich euch, meine Lieben, von den Sinneswerkzeugen der Thiere zu sagen wünschte. Ich habe nur fünf Sinne aufgezählt, weil wir selbst nur so viele haben und uns also von mehrern keinen Begriff machen kön-

nen. Einige Thiere haben diese Sinne weit feiner und schärfer, als der Mensch, nur das Gefühl ausgenommen, das nirgends von der Vollkommenheit angetroffen wird, in welcher wir es haben. So wahrscheinlich es ist, daß viele kleinen Thiere von den angeführten Sinnen nur den Geschmack und das Gefühl besitzen; eben so wahrscheinlich ist es auf der andern Seite, daß viele Thiere wohl auch Sinne und Empfindungen haben, von denen wir nichts Bestimmtes wissen. Denn wir bemerken an ihnen ganz eigne Werkzeuge, Bewegungen, Verändrungen und Eigenschaften, die wir uns weder zu erklären, noch unter einen von unsern fünf Sinnen zu bringen im Stande sind. Ich will euch hierbei nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß sehr viele die bevorstehende Witterung stark empfinden und für den, der sie beobachten will, wahre Wetterpropheten werden. Wir stoßen in der That noch immer auf sehr viele Geheimnisse der Natur, wo wir, bei aller angewandten Mühe, sie uns aufzuklären, am Ende

weiter nichts, als sie anstaunen und voll Ehrfurcht gegen ihren Urheber bewundern können.

Was das Betragen der Thiere in dem Falle, daß sie einen Sinn verloren haben, anlangt; so machen sie es eben so, wie die Menschen. Sie suchen nämlich, aus Noth gedrungen, die übrigen, besonders das Betastungsvermögen, recht oft zu brauchen und bringen es durch anhaltende Uebung nicht selten darinnen so weit, daß sie der erhaltene Verlust an ihrer Wirksamkeit und an ihren nöthigen Empfindungen nur wenig hindert. Meiner Wohnung gegenüber findet sich z. B. seit einiger Zeit ein blinder Hund ein, dessen Geschicklichkeit, den abgegangenen Sinn zu ersetzen, ich nicht genug bewundern kann. Er kommt gewöhnlich ganz behutsam einher und legt sich meistens unter eine steinerne Bank, die er niemals verfehlt. Liegen etwa Knochen oder andre Nahrungsmittel für ihn in der Gegend, so entgehen sie seinem feinen Geruche und seinem Magen

nicht. Entsteht in der, nicht weit von der Bank vorbeifließenden, Wasserrinne (Gosse) durch neuen Zufluß ein kleines Geräusch; so steht er schnell auf, spitzt die Ohren und legt sich ruhig wieder hin, sobald es vorüber ist. Die ihm noch übrigen Sinne müssen seit seiner Blindheit ungleich stärker geworden seyn, und was diese ihm nicht zu ersetzen vermögen, das ersetzt ihm seine große Vorsicht und Behutsamkeit. Merkwürdig ist es mir vorgekommen, daß ihm bisher noch kein andrer Hund einen Knochen oder Leckerbissen abgejagt hat oder ihm sonst auf irgend eine Art zu nahe getreten ist; sie sehen ihn mit ziemlicher Aufmerksamkeit an und gehen, nachdem sie ihn berochen haben, ganz ruhig vorüber, als ob sie Mitleid und Schonung für ihn fühlten. Daß bei den blinden Pferden besonders das Gefühl und Gehör die Stelle des Gesichts in einem nicht geringen Grade vertreten, werdet ihr vielleicht schon häufig bemerkt haben. Freilich leiden diejenigen Thiere, die noch im freien Naturzustande leben, im Ganzen weit

mehr, wenn ihnen ein Sinn verloren geht, weil sie für Alles, was wir den Hausthieren an Wartung und Pflege widerfahren lassen, selbst sorgen müssen. Allein dafür ist der Sinnesverlust bei Thieren in der Wildniß auch weit seltner.

Nunmehr noch einige Worte von den Empfindungen der Thiere überhaupt. Ihr wißt, daß alle Thiere die Fähigkeit haben, durch die Sinne oder alle Theile ihres Körpers, wo sich Nervenkräfte finden, gewisse Empfindungen zu erlangen. Hätten sie diese Empfindungsfähigkeit nicht, so würden wir von ihrer Seele nichts wissen, von ihren Wirkungen keine Spur wahrnehmen. Setzet den Fall, daß ein Pferd oder ein Hund durch irgend einen unglücklichen Zufall alle Empfindung an einem Beine verlöre; so würde es diesen Thieren nicht anders, als dem Menschen gehen, der an einem Beine vom Schlage gerührt wird. Sie würden dieses Bein gar nicht mehr bewegen und

brauchen können; ihr könntet es anrühren, schneiden und brennen, und sie würden schlechterdings keinen Eindruck, keine Empfindung davon erhalten. Alle Seelenwirkungen hörten an diesem Körpertheile auf und ihr könntet also auch daraus nicht mehr auf eine Seele schließen. Wenn dieses nun dem ganzen Körper so gienge, wenn alle seine einzelnen Theile ihre Empfindungen verlören, alle Sinne sich schlössen; so wäret ihr auch auf keine Weise im Stande, überhaupt eine Seele in ihm anzunehmen. Der Körper wäre für euch todt und unbeseelt. Sehet, nur dadurch allein können wir zunächst Spuren von den Seelen der Thiere, wie von denen der Menschen, in der Welt wahrnehmen, daß sie Empfindungen haben, durch welche sie sich für unsre Sinne wirksam zeigen.

Durch Empfindungen wirken also die Thierseelen auf die Körperwelt und erhalten auch dadurch Eindrücke von Gegenständen. Die Mittel, Eindrücke zu er-

langen, sind zwar immer die Nerven; aber nach den verschiedenen Sinneswerkzeugen, wohin sich die Nerven verbreiten, sind auch die erhaltenen Empfindungen verschieden, wie bei dem Menschen. Bei einem Haufen grünen Grases erhält die Seele des Pferdes durch die Augennerven den Eindruck der grünen Farbe, durch die Nasennerven den Eindruck des angenehmen Geruchs, durch die Zungennerven die Empfindung des guten Geschmacks; und wirft es sich auf den Haufen hin, so empfindet es durch die Ohrennerven ein leises Gerassel und durch die Gefühlsnerven das Weiche des Grases. Mit den Augen kann es nicht den guten Geschmack und mit den Ohren nicht den angenehmen Geruch empfinden. Jeder Sinn gewährt seine eignen Empfindungen, so daß auch das Thier an einem und demselben Gegenstande verschiedene Eigenschaften wahrnehmen kann.

Durch die Empfindungsfähigkeit unterscheiden sich die Thiere hauptsächlich

von den im gewissen Sinne zwar lebenden, aber ganz empfindungslosen Pflanzen. Kein Gewächs fühlt seine Lebenskraft, wohl aber das Thier im vollen Grade. Wie freudig hüpft nicht das Wild, wie ausdrucksvoll singt nicht der Vogel und wie munter springt der Fisch in seinem Elemente, indeß die Pflanze eingewurzelt und stumpf gegen jeden Eindruck da steht! Freilich empfinden die Thiere nichts von der eigentlichen Schönheit des prächtig gestirnten Himmels, des kunstvollen Gemähldes, nichts von einer schönen tugendhaften Handlung; denn Empfindungen der Art sind nur ein Vorzug des Menschen. Aber sie empfinden doch mit uns zugleich Schmerz und Vergnügen, und leiden sehr, wenn wir sie in ihrer Thätigkeit, in ihren Kraftäußerungen unterbrechen. O, meine Lieben! prägt euch dieß doch recht tief ein und entehret eure Menschenwürde und eure Herrschaft, die euch eure Vernunft über die Erde giebt, nicht durch schandbare Grausamkeiten gegen das Thier. Seht,

der Wurm im Staube krümmt sich unter euren Füßen, wenn ihr ihn tretet, fleht euch durch ängstliche Bewegungen um Schonung an und ruft euch in seiner Sprache gleichsam zu: Auch mir gab der gütige Schöpfer ein Gefühl für Schmerzen! Auch ich soll mit Lebensgenuß für das Ganze wirken; und wer mich in meinen angenehmen Empfindungen und wohlthätigen Wirkungen ohne Noth stört, ist in Gottes Schöpfung ein Barbar!

Ich erwähnte schon im Vorhergehenden, daß manche Thiere die Veränderungen des Wetters vorher empfänden und deswegen als gewisse Wetterpropheten genützt werden könnten. Wir wollen uns jetzt mit einigen Erfahrungen über die Vorempfindungen der Thiere überhaupt etwas umständlicher bekannt machen. Ihr werdet euch erinnern, daß es Menschen giebt, die es recht gut an ihrem Körper spüren, wenn eine beträcht-

liche Veränderung im Wetter vorgehen soll. Sie haben nämlich einmal an gewissen Theilen ihres Körpers durch den Frost oder ein andres Uebel so gelitten, daß sie dem Einflusse der jedesmaligen Beschaffenheit und Abwechselung der Luft weit merklicher, als im völlig gesunden Zustande unterworfen sind, und als Vorboten der Witterung, die von der Luft abhängt, mehr und weniger schmerzhafte Empfindungen erhalten. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit den Vorempfindungen der Thiere; auch sie haben ihren Grund im Körper, der übrigens gerade nicht krank seyn darf, und in gewissen Eindrücken, die die Seele erhält. Der Laubfrosch ist sehr unruhig und schreit ängstlich, wenn ein Regenwetter eintreten soll. Das Rindvieh hat ein heftiges Verlangen nach dem Stalle oder einem bedeckten Platze, sobald ein Gewitter nahe ist. Der Grund von dem seltsamen Betragen dieser Thiere ist in der Beschaffenheit der Luft und in ihren feinen Empfindungswerkzeugen zu suchen. Dem Laubfrosche verursacht die Regenluft

unangenehme Empfindungen, so wie dem Rindviehe die Gewitterluft, ohne daß sie sich weiter die künftigen Naturveränderungen bestimmt denken können. Viele Vögel, wie z. B. die Eulen und Finken, kündigen ebenfalls durch unruhige Bewegungen und ängstliche Töne das stürmische und regnigte Wetter an. Am merkwürdigsten sind die Vorempfindungen, die so viele Thiere vor einem Erdbeben äußern. Bei dem fürchterlichen Erdbeben, das 1783 Kalabrien traf, hat man darüber mehrere Beobachtungen angestellt. So besaß ein Kaufmann in Messina zwei Katzen, die er selbst auferzogen hatte; noch ehe der erste Stoß des Erdbebens geschahe, waren diese Thiere in solches Schrecken gesetzt, daß sie versuchten, sich unter den Fußboden durchzugraben, um aus der Stube zu kommen. Der Kaufmann ließ sie in ein andres Zimmer gehen, aber auch hier fiengen sie dieselbe Arbeit an. Als sie endlich aus dem Hause kamen, liefen sie spornstreichs zur Stadt hinaus; der Kaufmann folgte ihnen und

sahe, daß sie, sobald sie auf dem freien Felde waren, von Neuem in die Erde zu kratzen anfiengen. Kurz darauf kam ein starker Stoß, und der Mann sahe nun, daß viele Häuser in der Stadt, worunter auch sein eignes war, einstürzten.

Diese Katzen wußten freilich nichts von dem baldigen Erdbeben und dem dadurch bewirkten Einstürzen der Häuser; allein sie hatten doch peinigende Empfindungen, die durch die Veränderungen der Luft und die allmählig anfangenden Bewegungen der Erde in ihnen erregt wurden. Daß sie sich in die Erde kratzen wollten, war ein Ausbruch ihrer innerlichen Angst, wodurch sie ihren Schmerz zu lindern und das Uebel gleichsam wegzuschaffen strebten. Derselbe angstvolle Zustand trieb sie auch an, die Flucht zu ergreifen. Aehnliche Aeußerungen bemerkt man an vielen Thieren, wenn sie große Schmerzen leiden, wie ich dieß z. B. einmal an einem Hunde gesehen ha-

be, dem einige Menschen an seinen empfindlichen Körpertheilen, blos zu ihrem Vergnügen, starkes Kienöl einzureiben grausam genug waren.

Ein gewisser Gelehrter berichtet uns von den fürchterlichen Eindrücken, die das erwähnte Erdbeben vor und bei seinem Ausbruche auf die Thiere machte, noch Folgendes:

Die Fische im Meere schienen gleichsam trunken zu seyn, waren sehr unruhig im Wasser und eilten häufiger, als sonst, in die Netze der Fischer. Die Vögel durchkreuzten schreiend die Luft, als ob sie durch Furcht herumgetrieben würden, und auch sie schienen etwas von der klugen Vorsicht verloren zu haben, womit sie sich sonst vor den Schlingen der Menschen hüteten. Eben diese Unruhe bemerkte man an den Hühnern, Gänsen, Tauben u. a. m. Unter den vierfüßigen Thieren schienen der Hund und der Esel diejenigen zu seyn, bei welchen diese Empfindungen sich am

frühesten und heftigsten einstellten. Sie liefen mit wilden, starren Blicken furchtsam umher und erfüllten die Luft mit einem schrecklichen Geheule und Schreien. Pferde, Ochsen, Maulesel und andre solche Thiere zitterten am ganzen Körper, stampften mit Wiehern und Gebrülle in die Erde, spitzten die Ohren, und ihre Blicke waren starr und verdächtig. In dem furchtbaren Augenblicke des Erdbebens sperrten sie die Beine von einander gegen die Erde, um nicht zu fallen, und doch stürzten sie oft nieder. Einige suchten kurz vorher zu entfliehen, aber vergebens. Das Erdbeben erreichte sie, und sie blieben verwirrt und unbeweglich stehen. Die Schweine schienen von diesen vorläufigen Empfindungen am wenigsten zu äußern; aber bei den Katzen zeigten sie sich sehr heftig, wiewohl später, als bei dem Hunde und Esel. Sie krümmten sich, ihr Haar sträubte sich wie Borsten, ihre Augen thränten und waren blutig, und sie stimmten ein schreckliches Jammergeschrei an.

Dritte Abtheilung.

Von den Vorstellungen der Thiere.

Die Eindrücke, die ihr durch eure Sinne von den Gegenständen in euch aufnehmt, sind noch keine Vorstellungen. Wenn sie das werden sollen; so müßt ihr alle die einzelnen Merkmale, die sich an den Gegenständen befinden, in Eins zusammenfassen. Ihr könnt euch z. B. nicht eher ein Haus eigentlich vorstellen, als bis ihr die einzelnen Theile desselben: die Wände, die Fenster, die Thüre, das Dach u. s. w. in Eins zusammennehmt. Dieses Eins in eurer Seele ist nun die Vorstellung von einem Hause. Die Vorstellungen sind von verschiedener Beschaffenheit und hängen in ihrer Vollkommenheit von den mehr und weniger richtigen Eindrücken durch die Sinne, aber besonders von dem Grade der Selbstthätigkeit der

Seelenkräfte ab. Wenn ihr z. B. sehet, daß sich in der Ferne etwas bewegt, ohne daß ihr weiter bestimmen könnt, ob das, was sich bewegt, ein Mensch oder ein Thier sey; so habt ihr eine dunkle Vorstellung. Kommt aber der Gegenstand näher oder strengt ihr euer Gesicht mehr an, so daß ihr in demselben einen Menschen erkennt; so ist eure Vorstellung nun klar. Und könnt ihr ihn endlich an seiner Kleidung, an seinem Gange und Gesichte, an seiner Sprache u. s. w. bestimmt und mit völligem Bewußtseyn von jedem andern Menschen unterscheiden; so hat sich eure Seele von ihm eine deutliche Vorstellung gebildet. Oder, ihr sehet in einer Gemähldesammlung ein Gemählde an, werfet aber, ohne dabei zu verweilen, euren Blick auf andre Gegenstände; so werdet ihr euch dasselbe nur dunkel vorstellen. Betrachtet ihr es aber genauer, so wird eure Vorstellung davon schon klarer werden. Und verweilet ihr bei der Anschauung desselben so lange, bis ihr alle besondern Merkmale und eigenthümlichen Kennzeichen

davon aufgefaßt habt und nun nicht mehr in Gefahr seyd, es mit einem andern zu verwechseln; so habt ihr eure Vorstellung von diesem Gemählde nunmehr zur völligen Deutlichkeit erhoben.

Durch Vorstellungen gelanget ihr zu Begriffen. Gesetzt, ihr sehet vor euch ein vierfüßiges Thier von beträchtlicher Größe und ausgezeichneter Munterkeit, mit einem länglichten, dünnen, verhältnißmäßig kleinen Kopfe, feurigen Augen, schmalen kleinen, in die Höhe stehenden, Ohren, einer gebogenen Nase mit weiten, inwendig röthlichen Nasenlöchern, einem langen, geraden, oben dünnen und gekrümmten Halse mit einer schönen Mähne, einer breiten Brust, einem langgestreckten Leibe, haarigen abgestutzten Schwanze, dünnen Füßen und einem hohen Hufe, das übrigens von Farbe braun und im angestrengten Laufe schneller als der Wind ist; so habt ihr, wenn ihr diese einzelnen Merkmale vereinigt, die Vorstellung von

einem englischen, braunen Pferde mit abgestutztem Schwanze. Wenn ihr euch nun aber einige nicht wesentliche Merkmale, z. B. das Verstutzen des Schwanzes, die braune Farbe, die unglaubliche Schnelligkeit u. s. w. wegdenket, so habt ihr einen Begriff von dem Pferde überhaupt. Eine solche Vorstellung von dem Pferde heißt darum ein Begriff, weil nicht blos die schnellen, braunen und anglisirten, sondern überhaupt alle Pferde ohne Ausnahme, selbst die geschnitzten und gemahlten (künstlichen) darunter begriffen werden. Auf diese Weise sammelt ihr euch von Jugend auf eine Menge Begriffe ein, wie z. B. von einem Hause, von einer Rose, von einem Baume ꝛc. Die Begriffe können nach dem jedesmaligen Grade ihrer Vollkommenheit ebenfalls dunkel, klar und deutlich seyn. Wenn ihr euch Vorstellungen und Begriffe zu bilden sucht, so denket ihr auch. Das Vermögen, sich Vorstellungen und Begriffe zu machen, gehört mit zum Erkenntniß- oder Vorstellungsvermögen. Verstand legt

man gewöhnlich der Seele bei, wenn sie sich von den Gegenständen deutliche Vorstellungen und Begriffe entwirft.

Betrachten wir nun ohne vorgefaßte Meinungen, ohne entehrenden Menschenstolz, mit ernster Aufmerksamkeit die Seelen der Thiere; so bemerken wir unwidersprechlich an ihnen, daß sie ebenfalls das Vermögen erhalten haben, sich von den Gegenständen Vorstellungen zu machen und also auch im gewissen Sinne zu denken. Wozu hätten sie wohl sonst das Auge, wenn sie sich nicht durch Hülfe desselben von der Anwesenheit und Beschaffenheit gewisser Dinge, die sie entweder benutzen oder vermeiden sollten, gehörige Vorstellungen machen könnten? Wozu das Ohr, wenn sie sich nicht die verschiedenartigen Töne zu ihrem Genusse oder zu ihrer Warnung vorstellen könnten? Und was nützten ihnen wohl alle übrigen Sinneswerkzeuge, wenn sie dadurch nicht zu gewissen Vorstellungen gelangten, die zu ihrem Leben und Wirken und zur Er-

reichung ihrer ganzen Bestimmung nöthig waren? Beobachtet die Thiere um euch herum nur ein wenig, und ihr werdet euch bald von ihrem Vorstellungsvermögen überzeugen. Wenn die Katze eine Maus oder einen Vogel in ihrer Gegend nur dunkel bemerkt, so giebt sie sich alle Mühe, um ihrer Sache gewiß zu werden, stellt sich auf den Anstand und sucht listig genug ihren Raub zu erhaschen. Der Hund, besonders aber der Jagdhund, hat oft durch den Geruch, das Gesicht oder Gehör dunkle Vorstellungen, wird unruhig, spitzt die Ohren und geht der Spur nach, bis es ihm klar wird, was er gerochen, gesehen und gehört hat. Vorstellungen leiten die Thiere, daß sie z. B. mit Sicherheit das Wasser fliehen, die Gebirge finden, gefahrvolle Felsen erklettern, an gräßlichen Abgründen oder Gewässern gerade die Stellen zum Hinüberspringen oder Schwimmen aussuchen, die ihren Kräften am angemessensten sind; daß sie ihren Feinden unter mislichen Umständen am geschicktesten entgehen und besonders ihre

Jungen vor Anfällen und Räubereien auf eine Art schützen, die am ersten den feindlichen Angriff vereiteln kann. Und wie wollte man sich in so vielen Fällen das Betragen der Hunde erklären, ohne ihnen Vorstellungen zu zuschreiben? Sie kennen nicht nur jedes Mitglied der Familie, welcher sie dienen, sondern auch jede Person, die bei derselben Zutritt hat, und wissen ihren Herrn unter tausend Gesichtern in verschiedenen Lagen und an verschiedenen Orten genau zu unterscheiden. Sie sehen von Jugend auf Häuser von verschiedenen Farben, von verschiedener Höhe und Bauart, bilden sich allmählig die klare Vorstellung von einem Hause und sehen nie einen Haufen oder Felsen dafür an. Das Haus, worinnen sie leben und ernährt werden, ist ihnen von außen und innen bekannt, besonders diejenigen Theile desselben, die mit ihren Bedürfnissen in irgend einer Verbindung stehen. Sie verfehlen, gleich den Pferden, weder das Haus noch die ihnen zum Eingange bestimmte Thüre, wenn sich auch gleich dicht

darneben noch eine Thüre befände, die nicht zu diesem Hause gehörte. Auch fällt es ihnen nie ein, statt der Thüre etwa durch ein Fenster ihren gewöhnlichen Gang zu nehmen. Die Winke und Mienen ihres Herrn verstehen sie vortreflich und wissen sich genau darnach zu richten. Wünschen sie irgend etwas zu sehen oder zu erlangen, so kratzen sie an die Thüre oder machen es sonst auf die gehörige Art bemerklich. Fehlt ihnen ein Sinn, z. B. das Gesicht, so bemühen sie sich, die ihnen dadurch abgehenden Vorstellungen durch einen andern zu ersetzen und suchen ihren Herrn und was sie sonst brauchen, vorzüglich durch den Geruch. In der Jugend müssen sich die Thiere überhaupt die Vorstellungen von den Eigenschaften der Dinge, gleich den kleinen Kindern, allmählig verschaffen und sammeln, nach und nach Kälte, Wärme, Schwere, Nässe u. s. w. kennen lernen und dabei oft durch Schaden klug werden. Das Gesicht und der Geruch verführen sie häufig zum Genusse einer zu warmen Speise, wobei sie sich nicht

selten das Maul verbrennen. In der Folge gehen sie dann gescheider zu Werke und untersuchen vorher behutsam den Grad der Wärme, wie z. E. die Katzen zuweilen durch den Fuß, den sie in die Speise hineintauchen. Auch wirft die Katze wohl gar das Trinkgeschirr manchmal um, damit das darinnen befindliche heiße Getränk um so eher kühler werde. Wären die Thiere wohl im Stande, in allen diesen Fällen so zu Werke zu gehen, wenn sie sich nicht die sie umgebenden Dinge vorstellen könnten? Folgende Beispiele werden euch von der Vorstellungskraft der Thiere noch deutlicher überzeugen;

1.

In einer sehr trockenen Gegend in Afrika fanden sich eine Menge Vögel an einer Quelle ein, um ihren brennenden Durst zu löschen. Ein Reisender schoß nach ihnen und verwundete auch einige. So sehr sie auch dadurch in Furcht gesetzt wurden, und so gut sie auch den Schützen mit seinem Feuergewehre sahen; so näher-

ten sie sich doch nach und nach wieder dem Rande des Wassers, weil es gerade die heißeste Tageszeit war. Allein sie tauchten ihre Schnäbel nur in größter Eile ein und schienen durch ihr unruhiges, ängstliches Zwitschern nicht nur ihre gefährliche Lage zu beklagen, sondern auch dem Jäger seine Grausamkeit zu verweisen.

Warum näherten sich die Vögel wohl nach und nach dem Rande der Quelle? Was bewog sie, so unruhig zu zwitschern und nur eiligst ihren Schnabel ins Wasser zu tauchen?

2.

In einem Dorfe bei Frankfurt am Mayn hat ein Bauer einen Hund, der nicht nur unter der Familie des Hauses und unter ihren Bekannten einen treffenden Unterschied zu machen weiß; sondern auch jeden Fremden nach dem äußerlichen Ansehen begrüßt. Kommt ein Fremder ins Haus, der ansehnlich und wohl gekleidet ist, so nähert er sich demselben, be-

riecht ihn und begegnet ihm durchaus mit vieler Ehrfurcht, Gefälligkeit und Schonung. Betritt aber ein armer, schlecht gekleideter Mensch den Hof, so fährt er ungehalten nach ihm zu, bewillkommt ihn mit einem feindseligen Gebelle, weiset grämlich die Zähne und beißt auch wohl nach ihm, ohne ihn jedoch zu verwunden. Die Leute vom Hause pflegen daher aus dem jedesmaligen Betragen dieses Hundes schon in der Ferne zu schließen, ob ein vornehmer oder niederer Mensch zu ihnen komme. Gegen das weibliche Geschlecht ist er im Ganzen schonender.

Diese verschiedenartige Bewillkommung des Hundes läßt sich wohl nicht anders als daraus erklären, daß man ihm in der Jugend bei der Ankunft angesehener und weiblicher Personen mehr Ruhe und Stillschweigen gebot, als bei der Gegenwart armer oder doch ärmlich gekleideter Menschen. Vielleicht, daß man ihn, leider! auch häufig nach Bettelleuten hetzte. Es ist jedoch auch gar nichts Unwahrschein=

liches, daß er sich hierbei sogar mit nach dem Betragen seiner Herrschaft richtete, da es ja bekannt ist, daß die Hunde sich auf das Mienen- und Gebehrdenspiel sehr gut verstehen und auf das Aeußerliche ihrer Wohlthäter besonders genau Achtung geben. In jedem Falle ist doch aber so viel gewiß, daß der Hund von den ankommenden Fremden und besonders von ihren Kleidern klare Vorstellungen hat und sich in seinem Betragen gegen sie darnach bestimmt.

3.

Ein heftiger Sturm warf einmal in einer Stadt einige baufällige Häuser um. Dadurch verloren verschiedene Personen das Leben. Ein Kind aber und ein Hund blieben unbeschädigt, weil glücklicherweise zwei Balken kreuzweise auf sie fielen und sie deckten. Der Hund fieng nun an, aus allen Kräften zu bellen und zu heulen. Es währte nicht lange, so kamen einige Leute ihm zu Hülfe und zogen ihn unter dem Schutte hervor. Das Kind

aber, welches vom Schrecken betäubt war und in einer Art von Ohnmacht lag, ward nicht bemerkt. Der Hund bezeigte anfangs die lebhafteste Freude und liebkosete seinen Rettern. Da er aber das Kind nicht sahe, so kroch er wieder unter die Trümmer, die es verbargen und heulte aufs Neue. Hierdurch brachte er es dahin, daß man das Kind entdeckte und hervorzog.

Wenn wir auch nicht annehmen wollten, daß bei diesem vortreflichen Hausthiere hier höhere Seelenkräfte wirksam waren, so hatte es doch zuverläßig nicht nur von seinem eignen Uebel, sondern auch von der traurigen Lage des Kindes eine beunruhigende Vorstellung.

4.

Ein gewisser Herr in Grätz hielt sich zu seinem Vergnügen verschiedene Vögel, unter welchen auch eine Kohlmeise war, die von Zimmer zu Zimmer frei herumflatterte. An einem Tage trat er von

ungefähr in die Kinderstube und fand die Meise auf der Stirne seines vierteljährigen Kindes, das im Schlafe lag, sitzend und starr nach den Augen des Kleinen sehend. Er hielt sich still und plötzlich schlug die Meise mit den Flügeln das Kind um die Wange und Stirne, ohne daß er sogleich einsahe, was sie damit wollte. Der Kleine erwachte endlich; aber kaum hatte er das Auge halb geöffnet, so pickte die Meise mit einer Art von Wuth nach dem Auge. Der Vater sprang erschrocken hinzu; der Kleine schrie erbärmlich. Zum Glücke hatte der Vogel nur das Augenlied getroffen.

Abgerechnet, daß diese Geschichte zur Warnung für Liebhaber freigelassener Vögel dient, so zeigt sie auch von der Vorstellung, die die Meise von den Augen und von dem Orte der Augen des Kindes hatte.

5.

Die schwarzhaarige Bärenraupe macht zu ihrer Verwandlung nicht nur in einem Winkel ein geräumiges Gespinnst um sich her, worin sie alle ihre rothschwarzen Haare mit hineinwebt, so daß man nicht durchsehen kann; sondern sie verfertigt auch innerhalb desselben, wenn sie schon ganz kahl ist, ein engeres Gespinnst, welches nicht mit Haaren gefüttert ist, zu ihrem eigentlichen künftigen Krankenbette. Es ist sehr angenehm, dieser Raupe in ihrer kunstvollen Arbeit zu zusehen. Wenn das äußere große Gespinnst fertig ist, und man reißt dasselbe an einem Orte ein wenig auf, so ist gleich die Raupe da und flickt das Loch wieder zu, läßt sich auch die Mühe nicht verdrüßen, dieses so oft zu thun, als man sie durch neues Aufreißen dazu zwingt; denn sie will sowohl wider Kälte und Regen, als auch wider die Schlupfwespen sicher verwahrt seyn. Doch, wenn dieß gar zu oft geschieht, so verliert sie endlich darüber ihre

Kräfte, wird an ihrer Verwandlung aufgehalten oder dazu völlig untüchtig gemacht.

So hält auch die große, haarige Grasraupe, wenn man etwas von ihrem angefangenen Gespinnste einreißt, in ihrer Arbeit etwas inne, als ob sie wegen dieser Gewaltthätigkeiten verdrüßlich wäre, weiter fortzubauen. Allein nach einer kleinen Weile fängt sie wieder an, das Zerrissene zusammen zu flicken und aufs Neue in ihrem Baue fortzufahren. Wenn man aber diese Störungen zu häufig wiederholt, so wird sie ebenfalls zu ihrer Verwandlung untüchtig gemacht.

Wenn beide Raupen ihr beschädigtes Gebäude nicht wieder von vorne und ganz neu verfertigen, sondern vielmehr das eingerissene Loch mit merklichem Verdrusse wieder zumachen und ersetzen; handeln sie wohl da als bloße Maschinen? Wovon müssen sie wohl vielmehr eine Vorstellung haben?

6.

Die großen Termiten (Insekten, die vorzüglich in Guinea, im Innern von Afrika und in Neuholland in großen Gesellschaften leben und oft fürchterliche Zerstörungen anrichten) kann man ihrer verschiedenen Geschäfte und Beschaffenheit halber in drei Klassen bringen: in Arbeiter, Soldaten, und in den Adel (Könige und Königinnen.) Die Gebäude, die sie sich machen, gehören mit zu den merkwürdigsten Ereignissen, die die Naturgeschichte aufzuweisen hat, und nehmen sich in der Ferne wie eine Reihe Negerhütten oder wie Negerdörfer aus. Einige sind sogar zwanzig Fuß hoch und könnten wohl zwölf Menschen in sich fassen. Hauet man mit einer Axt oder einem andern Werkzeuge eine Oeffnung in einen Hügel; so ist der erste Gegenstand, welcher Aufmerksamkeit verdient, das Betragen der Soldaten. Sobald der Schlag geschehen ist, kommt ein Soldat heraus, geht

um das Loch herum und scheint die Beschaffenheit des Feindes oder die Ursache des Angriffes zu untersuchen. Dann geht er zu dem Hügel, giebt ein Zeichen, und in kurzer Zeit stürzen große Korps so schnell, als es die Oeffnung erlaubt, heraus. Die Wuth, welche diese streitenden Insekten verrathen, ist schwer zu schildern. In ihrem Eifer, den Feind zurückzutreiben, stürzen sie oft von den Seiten des Hügels herab; zugleich sind sie äußerst schnell und beißen alles, was ihnen vorkommt. Dieß Beißen, verbunden mit dem Schlagen ihrer Krebsscheeren ähnlichen Zangen auf das Gebäude, verursacht ein zitterndes Geräusch, das etwas heller und lebhafter ist, als das Schlagen einer Taschenuhr und in einer Entfernung von drei bis vier Fuß gehört werden kann. Ist der Feind in der Nähe, so fallen sie über ihn her, verwunden ihn heftig und fechten mit großer Hartnäckigkeit. Ist aber jemand außer ihrem Erreichungskreise und beunruhigt sie nicht weiter, so ziehen sie sich in weniger als einer hal-

ben Stunde in ihr Nest zurück, als wenn sie voraussetzten, der Feind, der ihre Burg angriff, sey entflohen. Die Soldaten sind noch nicht einmal alle hinein, so setzen sich schon alle arbeitende Insekten in Bewegung, eilen nach dem beschädigten Theile des Gebäudes hin und jedes von ihnen hat eine Menge zubereiteten Mörtels im Munde. Diesen Mörtel kleben sie, sobald sie ankommen, auf den verletzten Theil und führen ihre Arbeit mit einer solchen Eile und Leichtigkeit aus, daß sie, ungeachtet ihrer ungeheuren Anzahl, einander doch nie aufhalten oder hindern. Während dieser scheinbaren Unruhe und Verwirrung wird der Zuschauer sehr angenehm überrascht, wenn er nach und nach eine regelmäßige Mauer entstehen und den Riß ausgefüllt sieht. Unterdessen daß die Arbeitsinsekten hiermit beschäftigt sind, bleiben fast alle Soldaten inwendig, ausser daß unter 600 bis 1000 Arbeitern hin und wieder einer herumgeht, der aber nie den Mörtel anrührt. Ein Soldat nimmt

indeß seinen Posten immer dicht an der Mauer, welche die Arbeiter aufbauen. Er drehet sich gemächlich nach allen Seiten und in einer Zeit von ein paar Minuten hebt er seinen Kopf in die Höhe, schlägt mit seiner Zange auf das Gebäude und macht das vorhin erwähnte zitternde Geräusch. Ein lautes Gezisch erfolgt sogleich aus dem Innern des Gebäudes und — es wird nach jedem solcher Zeichen mit doppelter Eile und Thätigkeit gearbeitet. Beschädigt man durch einen Schlag das Gebäude aufs Neue, so eilen die fleißigen Arbeiter mit der größten Schnelligkeit in ihre innern Gemächer und sind in wenigen Sekunden alle verschwunden. Die Soldaten stürzen eben so zahlreich und rachgierig, wie zuvor, heraus, und die arbeitenden, wie die streitenden Termiten wiederholen überhaupt ihre Geschäfte auf die beschriebene Art.

Wenn ihr das Betragen dieser wunderbaren Insekten genauer untersucht, so werdet ihr bei jeder ihrer Handlungen,

wie z. B. bei dem pünktlichen Gehorsame, auf das gegebene Zeichen zur Beschleunigung der Arbeit, sehr leicht finden, daß sie bei allen ihren Naturtrieben doch auch von Vorstellungen geleitet werden und ohne dieselben schlechterdings solche Wirkungen nicht hervorbringen könnten. Vorzüglich aber ist für die Kenntniß ihres Vorstellungsvermögens der Umstand wichtig, daß sie, wie die Raupen in der vorigen Erzählung, die verletzten Stellen ihres Gebäudes sogleich bemerken und nach der jedesmaligen Beschaffenheit des Schadens wieder ausbessern, ohne das Ganze niederzureißen oder wohl gar zu verlassen. Daß die Wohnung gerade so und nicht anders beschädigt wird, ist gewiß eine sehr zufällige Sache, welche die Thiere weder vorhersehen noch leiten können. Mithin läßt sich auch hier an keine mechanische Einförmigkeit in ihnen denken, wodurch sie im Stande seyn könnten, den zugefügten Schaden wieder gut zu machen.

Zu denjenigen Thieren, die bei der Errichtung und Erhaltung ihrer Wohnungen viele Vorstellungskraft äußern, gehört auch der Biber. Mit der Vermehrung seiner Familie vergrößert er auch passend sein Gebäude und bessert ebenfalls die Risse und beschädigten Stellen desselben allemal nach den eintretenden Umständen aus.

7.

Die Rosenbiene lebt einsam unter der Erde und wird wegen ihrer Baukunst sehr bewundert. Die Bienenmutter gräbt nämlich ein tiefes, rundliches Loch in die Erde und macht darinnen durch Tapezirung mit Stücken von Blättern abgesonderte Zellen für einzelne Eier. Zu dem Ende beißt sie sich, besonders von den Blättern der Rosenbüsche, Stücke von rundlicher Form ab und füttert damit den Boden und die Wände ihres gegrabenen Loches wohl dreidoppelt, so hoch, als zu einer Zelle genug ist. Wenn sie nun ein Ei hineingelegt und einen Vor=

rath von ihrem Honigbrei dabei geschüttet hat, so holt sie sich zirkelrund geschnittene, genau anpassende Stücken Blätter zum zwei = bis dreifachen Deckel und zugleich zum Boden einer neuen Zelle, so daß die Zelle nunmehr die Gestalt eines verschlossenen Fingerhutes bekommt, und so sechs bis sieben Fingerhüte für eben so viel Eier in einander geschoben werden. Sie fügt und drückt die Blätter, ohne sie zusammen zu kleben, so wohl an einander, daß auch der dünne Honigbrei nicht durchfließt. Bei dieser Arbeit aber merkt man, daß sie oft ein Stück vom Blatte zur Tapezirung ihrer Zellen abzuschneiden anfängt, ziemlich weit damit fortrückt und doch selbiges darauf verläßt und zu einem andern Blatte eilt.

Entweder hat sich diese Biene in der Tauglichkeit des Blattes geirrt oder die Figur des Einschnittes nicht recht getroffen. Wer wäre wohl im Stande, ein solches Thier, das sich selbst verbessert,

für eine Maschine zu halten und ihm die klare Vorstellung seines Irrthums abzusprechen?

Ich hoffe, ihr werdet euch nunmehr mit mir von dem Vorstellungsvermögen der Thiere überzeugt haben. Allein ihr müßt doch sehr auf eurer Hut seyn, um die Sache nicht zu übertreiben und etwa die Grenzlinie zu überschreiten, die der Schöpfer auch hierinnen zwischen den Menschen und Thieren weislich gezogen hat. Alle Vorstellungen der Thiere sind nur sinnlich, das heißt, sie können sich nichts weiter vorstellen, als was sie selbst gesehen, gehört, geschmeckt, gerochen und gefühlt haben. Ihr könnt euch gewisse Menschen, Kunstwerke, Gewächse u. s. w. beschreiben lassen, euch schon durch die Beschreibung eine Vorstellung davon machen und dieselben wirklich erkennen, wenn sie euch darauf vor die Augen kommen. Das Thier aber muß ihre Größe, ihre Gestalt, ihre Farbe vorher sehen, wenn es eine Vorstellung davon erhalten

soll. Eure Vorstellung kann auch mit Bewußtseyn begleitet seyn, d. h. ihr könnt dabei drei Stücke unterscheiden: erstlich die Sache, die ihr euch vorstellt, zweitens die Vorstellung, die ihr euch von der Sache macht, und drittens euch selbst, als diejenigen Wesen, die die Vorstellung haben. Wenn ihr euch z. B. von einem Baume eine Vorstellung mit Bewußtseyn macht, so wißt ihr sehr gut, daß die Vorstellung nicht der Baum sey, indem ja die Vorstellung in eurer Seele, der Baum aber außer euch ist. Auch wißt ihr sehr genau, daß ihr selbst euch den Baum vorstellt, daß ihr denselben zum ersten Male sehet oder schon einmal gesehen habt, und daß der Baum sowohl, als die Vorstellung davon etwas ganz anders, als euer Ich sey. Das Bewußtseyn selbst hat verschiedene Grade und ist entweder dunkel, klar oder deutlich, welches ihr mir sehr gern zugeben werdet, wenn ihr euch nur an eure Träume oder an eine sehr große Freude, die ihr einmal hattet, erinnern

wollt, wo eurem Bewußtseyn die Deutlichkeit fehlte und ihr euch deswegen nur sehr schwer auf die dabei vorgekommenen Umstände besinnen konntet. Den Vorstellungen der Thiere deutliches und klares Bewußtseyn beizulegen, dazu hat man bis jezt noch keinen hinreichenden Grund, und möchte auch wohl niemals einen finden. Denn hätten die Thiere ein vollkommenes Bewußtseyn, so würden sie auch in ihren Handlungen mit mehrerer Theilnahme und Besonnenheit zu Werke gehen und alle ihre Anlagen und Kräfte, so eingeschränkt sie immer auch seyn mögen, müßten dann eine höhere und bessere Richtung bekomnen. Das Leere und Geschäftlose in ihrer Seele, die unbeschreibliche Gleichgültigkeit würde dann bei ihnen weniger merklich seyn, und Wohlbehagen und Freude, Schmerzen und Qualen müßten ihnen empfindlicher, bleibender und sichtbarer werden. Allein bei den klügern Thieren, wie z. B. bei den Hunden, Elephanten und Pferden, möchte man denn doch wohl anneh-

men müssen, daß manche ihrer Empfindungen und Vorstellungen mit einem geringen, einem dunklen Bewußtseyn verbunden sind. Ein gewisses Gefühl von Schaam und Reue, das sie zuweilen nach Vergehungen äußern, und so viele andere Merkwürdigkeiten in ihrem Betragen, wovon ihr weiter unten mehrere Beispiele lesen werdet, ließen sich ohne diese Voraussetzung wohl schwerlich erklären. Völliges deutliches Bewußtseyn ist und bleibt aber unstreitig ein ausschließender Vorzug des Menschen. Nur er allein hat auch unter allen Erdgeschöpfen das unschätzbare Kleinod des Verstandes, weil dazu deutliches Bewußtseyn und deutliche Vorstellungen gehören. Die Thiere haben zwar dunkle und klare Vorstellungen, besitzen aber nicht die Stärke in ihrer Vorstellungskraft, in die eigenthümliche Beschaffenheit eines Gegenstandes so tief einzudringen, daß sie sich von der Klarheit zur völligen Deutlichkeit erheben und vor den vielen Irrthümern und Verwechselungen sichern könnten, die man

an ihnen bemerkt. Begriffe können sie sich eben so wenig bilden, weil sie die zu einem Begriffe nöthigen Vergleichungen unter den Dingen anzustellen und eine allgemeine Aehnlichkeit unter den mannigfaltigen Merkmalen derselben aufzusuchen nicht im Stande sind. Daher kommt es, daß die Henne ein Stück Kreide für ein Ei ansieht und es eben so sorgfältig brütet und umwendet, wie ihre eignen Eier. Daher kommt es, daß sie sich der Enteneier, wie die Grasmücke der Kukuksbrut, so mütterlich annimmt. Hätte die Schmeißfliege einen eigentlichen Begriff vom Fleische, so würde sie wohl nicht ihre Eier auf Blumen legen, die wie faulendes Fleisch riechen. Man sagt allenfalls: das Thier denkt, aber nicht: es hat Gedanken; denn diese sind nur ein Eigenthum des verständigen Menschen. Das Thier weiß nichts von G u t und Z w e c k m ä ß i g, nichts von S c h ö n und E h r e n v o l l; es besitzt keine Einsichten, keine Wissenschaften, kann nie eine Sprache verstehen lernen und hat keinen Begriff von Uebereinstimmung und

Wahrheit. Sein ganzes Leben dreht sich in einem Kreise von angenehmen und unangenehmen Empfindungen, von abwechselnder Ruhe und Bewegung. Der Vogel in seinem Käfige weiß nichts von langer Weile; denn wenn sein körperliches Bedürfniß befriedigt ist, so quält ihn kein Wunsch nach höhern Gütern, kein Verlangen nach Seelenbeschäftigung.

Inzwischen kommen denn doch die Thiere bei alle dem, daß ihnen vollkommneres Bewußtseyn, Verstandeskraft und wahre Begriffe mangeln, nicht zu kurz. Ihr Wirkungskreis ist ihnen nur unter den sinnlichen Gegenständen angewiesen, wo sie auch durch Hülfe ihrer Empfindungen und Vorstellungen recht gut ihre Bestimmung erreichen und für das Ganze gerade den wohlthätigen Einfluß haben, den sie nach der weisen Absicht des Schöpfers haben sollten.

Vierte Abtheilung.

Von der Aufmerksamkeit der Thiere.

Bei euren Spaziergängen stoßt ihr auf mannigfaltige und verschiedenartige Gegenstände, auf Menschen, Häuser, Bäume, Blumen, Steine, Denkmäler u. s. w. Ihr könnt unter ihnen gedankenlos einhergehen und von ihnen nichts als etwa dunkle Vorstellungen mit nach Hause bringen. Ihr könnt aber auch auf sie merken und über sie nachdenken. Allein alle vorkommende Gegenstände könnt ihr nicht zugleich wahrnehmen und betrachten, sondern nur immer auf Einige und unter diesen besonders nur auf Einen jedesmal euer Augenmerk richten. Diese vorzügliche Richtung und Anwendung eurer Seelenkräfte auf Einen Gegenstand heißt Aufmerksamkeit.

Auch die Thiere sind fähig, die sie umgebenden Gegenstände mit Aufmerksamkeit wahrzunehmen. Sie erhalten nicht blos Vorstellungen von Dingen, die ohne ihr Zuthun unmittelbar auf sie wirken; sondern sie lassen sich auch reizen, auf ein Ding mehr, als auf ein anders zu achten und sich dasselbe klar vorzustellen. Das Pferd bleibt vor ihm unbekannten und ungewöhnlichen Gegenständen stehen, spitzt die Ohren, springt auf die Seite und scheut sich, vorwärts zu gehen. Man führe es nur gelassen zu diesen Dingen hin oder bringe sie ihm sonst nahe, so wird es dieselben betrachten, seine Furcht verlieren und in der Folge keinen so hohen Grad von Aufmerksamkeit darauf verwenden. Die Hunde und Katzen verweilen häufig bei einer Sache, die ihnen neu ist, begucken und beriechen sie, wenden sie wohl gar mit den Pfoten nach allen Seiten um und lassen sie ein andermal liegen, nachdem sie sie kennen gelernt haben. Wenn es einen Lärm auf der Straße oder im Hause giebt, so spitzt

der Hund die Ohren, bellt, springt ans Fenster oder läuft zur Thüre hinaus, um doch auch zu sehen, was es giebt, ohne indeß auf etwas anders zu merken. Gebt in dieser Rücksicht nur auf die Thiere Achtung, so werdet ihr deutlich sehen, wie sie bei gewissen Vorfällen begierig die Augen richten, den Kopf drehen und alle ihre Bewegungen darnach vornehmen, um bestimmtere Vorstellungen zu erhalten. Nur ein paar Beispiele mögen hier einen Platz einnehmen.

1.

Die Gemsen grasen mit einander, ziehen von einem Orte zum andern und fliehen alle zugleich, sobald sie einen Feind gewahr werden. Indeß sie grasen, zeigen sie große Aufmerksamkeit. Die eine verläßt sich nicht auf die andre, sondern jede ist wachsam und richtet alle Augenblicke den Kopf in die Höhe, um die Gegend auszuspähen, oder schnaubt die Luft in sich, um dadurch die etwanige Gefahr zu entdecken. Die erste von ihnen, wel-

che das geringste Verdächtige wahrnimmt, warnt die übrigen durch ein durchdringendes Pfeifen, und in einem Nu entfernt sich die ganze Heerde. Wenn sie sich gelagert haben, halten sie immer den Kopf in die Höhe. Trinken sie oder lekken sie an Etwas, so unterlassen sie nicht, sich jeden Augenblick umzusehen. Im Schlafe sind ihre Augen offen und bei dem geringsten Geräusche wachen sie auf, spähen um sich und suchen sich auf alle Weise sicher zu stellen.

2.

In den Ländern, wo die Affen in großen Gesellschaften in Wäldern leben, sucht man ihre ungewöhnliche Aufmerksamkeit eben sowohl, als ihre Nachahmungssucht zu reizen und sie dadurch auf mancherlei Weise gefangen zu nehmen. Man nimmt z. B. ein Gefäß mit Wasser, wäscht sich auf einem Platze, wo es die Affen genau sehen können, Gesicht und Hände, gießt das Wasser aus, füllt

darauf statt desselben das Gefäß mit Leimwasser, läßt es stehen und entfernt sich. Die aufmerksamen und neugierigen Affen unterlassen nicht, von den Bäumen herabzusteigen und sich ebenfalls so zu waschen, wie sie es gesehen haben. Die mit Wimpern besetzten Augen werden aber davon so verkleistert, daß sie nicht im Stande sind, selbige zu öffnen und ihrem Feinde zu entgehen.

So zieht man auch seine eignen Stiefeln vor ihren Augen aus und wieder an, läßt einige paar inwendig mit Pech geschmierte große Stiefeln stehen und begiebt sich weg. Sie machen sich darauf sogleich an die Stiefeln und ziehen sie ordentlich auf ihre rauchen Beine; können aber darinnen weder laufen noch klettern und gerathen so in eine unvermeidliche Gefangenschaft.

Da diese Thiere starke Getränke lieben, so bedient man sich bisweilen auch dieser, um sich ihrer zu bemächtigen. Man stellt

einige damit angefüllte Gefäße vor sie hin, thut, als ob man selbst davon tränke und geht fort. Die achtsamen, lüsternen Affen stehen nicht an, davon auf die beobachtete Weise zu trinken, berauschen sich und fallen in einen Schlaf, in welchem man sie alsdann fängt.

Die Indianer suchen sich auch mancher mühsamen Arbeiten durch die Affen zu überheben. Sie brechen z. B. in ihrer Gegenwart Melonen, Kokusnüsse und dergl. ab, legen sie ordentlich auf einen Haufen und entfernen sich nach angefangener Arbeit. Sobald sie weg sind, gehen die Affen ans Werk, ahmen alles regelmäßig nach und erndten so lange zusammen, bis die Besitzer zurückkommen und das Gesammelte nach Hause schaffen. Bei aller Nachahmungssucht würden die Affen so etwas nicht bewerkstelligen können, wenn sie nicht mit genauer Aufmerksamkeit auf solche Dinge achteten.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Es ist in der That eine sehr große Wohlthat für die Thiere überhaupt, daß sie der Aufmerksamkeit fähig sind. Sie sind dadurch im Stande, in Dingen, die ihr sinnliches Wohl und Wehe betreffen, um so eher zu klaren Vorstellungen zu gelangen und dann ihre Bewegungen willkührlich so einzurichten, daß sie mit mehrerer Sicherheit ein Gut erreichen und einem drohenden Uebel entgehen können. Uebrigens werden sie durch diese Fähigkeit auch dem Menschen nützlicher und bequemen sich leichter nach seinem Willen. Wer diesen Umstand weiß und in Acht nimmt, wird das Thier durch Worte, Winke und ähnliche ihm verständliche Zeichen sehr glücklich für seine Absichten zu lenken suchen und nicht sogleich zu schmerzhaften Schlägen seine Zuflucht nehmen.

Fünfte Abtheilung.

Von der Einbildungskraft der Thiere.

Ihr habt nicht blos für die kurze Zeit eine Vorstellung, in welcher ihr den Gegenstand davon durch die Sinne wahrnehmt. Blickt in euch und ihr werdet schon einen großen Vorrath von Vorstellungen finden, die ihr euch bereits von Jugend auf gesammelt habt. Macht den Versuch und schließet eure Augen zu: es wird sich euch dessen ungeachtet eine Menge von Gegenständen in eurer Seele darstellen, die ihr so eben oder ehemals gesehen habt. Ihr könnt euch also nicht allein gegenwärtige, sondern auch abwesende Dinge vorstellen. Das Vermögen, das ihr hierzu habt, heißt Einbildungskraft, weil es von dem wahrgenommenen Gegenstande gleichsam ein Bild behält. Habt ihr bei der Wiederholung eurer Vorstellungen das Bewußt-

seyn, daß ihr sie schon einmal hattet, so wirkt in euch diejenige Seelenkraft, die wir Gedächtniß nennen. Schon die Benennung: Gedächtniß, zeigt an, daß wir uns dadurch etwas vorstellen, wovon wir wissen, daß wir es schon gedacht haben. Wenn ihr nicht gleich eine Vorstellung zurückrufen könnt und euch deswegen etwas anstrengt, euch besinnt; so ist die Erinnerungskraft geschäftig. Habt ihr die Vorstellung glücklich erneuert, habt ihr euch besonnen, so sagt ihr deswegen auch, daß ihr euch nunmehr erinnert hättet. Die Vorstellungen werden entweder mit eurem Willen, wie beim Besinnen, oder auch ohne euren Willen, nur durch gewisse Veranlassungen wiederholt, und bringen auch die Empfindungen von Lust und Unlust mit zurück, die anfangs damit verbunden waren. Die Wiederholung selbst erfolgt meistens nach eben der Ordnung, in welcher die Vorstellungen in der Seele entstanden. Ihr leset z. B. mit innigem Vergnügen die Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen

und macht euch mit seinen Schicksalen und Thaten der Ordnung nach bekannt. Bei der Wiederholung werden sich nun die Vorstellungen davon in eben der Reihe in eurer Seele erneuern, in welcher sie beim Lesen entstanden, und das, was euch an diesem großen Könige freute, wird euch von Neuem Vergnügen verursachen. Oder, ihr geht häufig mit einem Freunde in einen Garten, um euch dort zu bewegen und die daselbst befindlichen Pflanzen kennen zu lernen. Der Freund aber muß sich von euch trennen. So oft ihr nun in der ersten Zeit den Garten wieder betretet, wird auch die Vorstellung von ihm und seinen redlichen Gesinnungen in euch erwachen. Jede Pflanze, die euch beiden zur Belehrung und zu grossen Betrachtungen Stoff darbot, wird euch an die bei ihr gemachten Beobachtungen und geführten Gespräche erinnern und mancherlei Empfindungen zurückführen. Erblickt ihr einen Menschen, der mit diesem Freunde eine auffallende Aehnlichkeit hat, so wird euch sogleich sein

Bild vor der Seele schweben und hunderterlei Vorstellungen und Gefühle werden mit ihm in euch zurückkehren. Aus diesen Beispielen sehet ihr, daß die Einbildungskraft die Vorstellungen mit ihren Empfindungen so wiederholt, wie sie aufeinander und miteinander entstanden, und daß Vorstellungen, die unter sich große Aehnlichkeit haben, sich auch sehr leicht wieder erwecken.

Die Thiere können sich ebenfalls abwesende Dinge vorstellen und haben daher auch Einbildungskraft. Schlägt man den Hund mit einem Stocke, so jagt ihm in der Folge der Anblick desselben Furcht und Schrecken ein, weil die Vorstellung von diesem Züchtigungswerkzeuge in ihm die ehemaligen schmerzlichen Eindrücke wieder erneuert. Das Pferd fürchtet die Peitsche und folgt ihrem Schalle, weil die Vorstellung davon die widrigen erhaltenen Schläge zurückführt. Denn beide, der Hund und das Pferd zeigen nicht die mindeste Furcht vor dem Stocke und

der Peitsche, so lange sie keine Schläge bekommen haben. Der Fuchs, der sich einmal aus dem Eisen gerettet hat, worinnen er gefangen war, nimmt sich sorgfältig in Acht, um nicht zum zweiten Male hineinzugerathen, weil das Instrument ihm nicht mehr neu ist und ihn an die alte Gefahr erinnert. Das Pferd kennt die Herberge, wo es sonst einkehrte und gefüttert wurde, sehr gut und will wieder hinein, weil die Einbildungskraft mit der Vorstellung des Gebäudes oder Stalles auch die Vorstellung des vorigen guten Futters in ihm hergiebt. Bei andern Herbergen wird es keine Lust zum Einkehren zeigen, weil diese dergleichen Vorstellungen und Empfindungen in ihm nicht hervorrufen können. In einem Pferde, das scheu wird und dem Gegenstande seiner Furcht entlaufen will, wirkt die Einbildungskraft höchstwahrscheinlich sehr stark, indem sie verschiedene Furchtbilder an die erste Vorstellung, wodurch das Pferd eigentlich scheu warde, anreihet. Unglücksfälle machen einen ver-

züglich starken und bleibenden Eindruck auf die Einbildungskraft der Thiere, wovon mir nur kürzlich ein seltsames Beispiel vorkam. Ein Kanarienvogel sträubte sich nämlich gewaltig, da er in einen andern Käfig gethan werden sollte, und verfiel, sobald er hineingekommen war, in eine Art von Epilepsie. Nachdem er ungefähr eine Viertelstunde unter gräßlichen Verzuckungen da gelegen hatte, kam er endlich wieder zu sich und wurde nach und nach ganz munter und gesund. Der Besitzer davon, der ein erfahrner Thierbeobachter ist, versichert, daß der Vogel diesen wunderbaren Zufall allemal bekäme, wenn er ihn in einen andern Bauer, er möchte neu oder alt seyn, einsperrte, und der ganze Umstand eigentlich daher rührte, daß das Thierchen vor mehr als einem Jahre mit seinem Käfige, der von der Stubendecke herabgehangen hätte, mit vieler Heftigkeit auf die Erde gefallen wäre. So oft also nun der Kanarienvogel in einen andern Käfig gebracht wird, so kehrt auch die Vorstel-

lung und Empfindung von dem geschehenen schmerzlichen Falle in dem Grade zurück, daß er den erwähnten Zufall bekommt, bis er sich endlich wieder sammelt und durch die Bekanntschaft mit seiner nicht gefährlichen Lage alle weitere Angst verliert. Auch im Schlafe zeigt sich die Einbildungskraft bei manchen Thieren geschäftig. Gebt nur einige Zeit auf schlafende Hunde Achtung und ihr werdet euch augenscheinlich überzeugen, daß sie häufig bellen, aufschrecken und mancherlei Bewegungen machen, die ihr nur sonst bei wachenden Hunden wahrnehmet. Der Grund davon mag sehr oft blos in der Wiederholung der Vorstellungen liegen, die sie wachend hatten. Einige vorzügliche Beispiele von der Erneurung der Vorstellungen der Thiere werden euch vielleicht willkommen seyn.

1.

Man führt bisweilen Rebhühner, die man gefangen hat, in Gegenden, wo man keine antrift, füttert sie einige Zeit

im Hause und läßt sie sodann, wenn es die Jahreszeit verstattet, ins Freie. Sie bleiben nunmehr nicht nur in dieser neuen Gegend, sondern vermehren sich auch daselbst. Aber man weiß aus Erfahrung, daß die alten Rebhühner, die einmal gefangen worden sind, nur mit der größten Schwierigkeit von Neuem gefangen werden können. Sie lassen sich zwar nach dem Garne, das man aufgestellt hat, um sie zu fangen, hintreiben, lagern sich auch wohl mit ihren Jungen um dasselbe herum; aber die Jungen gehen nicht hinein, wenn nicht die Alten vorangehen, und wenn man glaubt, sie hineintreiben zu können, so fliegen die Alten gewöhnlich davon und die Jungen folgen ihnen nach. Welche Vorstellung bringt wohl hier der Anblick des Garns, worinnen man sie aufs Neue fangen will, in ihnen zurück?

2.

Ganz kürzlich sahe ich einen Hund, von dem mir der Besitzer einen Vorfall

erzählte, der zwar nicht ungewöhnlich ist, aber doch von Neuem die Wiederho'ung der thierischen Vorstellungen bestätigt. Ein Bettler kam nämlich eines Tages in den Hof, wo dieser Hund an einer Kette lag, erhielt sein Allmosen und gieng darauf seinen Weg, bei dem Hunde vorbei, wieder zurück. Das heftige Gebell desselben verdroß ihn aber so, daß er muthwillig und hart genug war, ihm mit dem Stocke ins Maul zu stoßen. Ungefähr nach einem halben Jahre bekam der Hund, der eben von der Kette los war und dann so leicht nicht biß, denselben Bettler wieder zu sehen. Aber kaum hatte er ihn erblickt, so lief er auch wüthend auf ihn los und biß ihn fürchterlich. Wie wollt ihr euch wohl dieses Betragen des Hundes erklären?

Zugefügte Beleidigungen vergessen viele Thiere sehr schwer und tragen sie oft lange heimtückisch nach, welches sie ohne Wiederholung der Vorstellungen nicht im Stande wären. So fällt der Affe bei Ge-

legenheit seinen Beleidiger, wenn er ihm nur einigermaßen an Stärke gewachsen ist, mit voller Wuth an, verzerrt gräßlich sein Gesicht und kühlt seine Rache durch Kratzen und Beißen an ihm ab.

5.

So wie viele Thiere Beleidigungen nicht vergessen, so bleibt auch das Andenken von empfangenen Wohlthaten in ihrer Seele. Folgende zwei Anekdoten sind Belege dazu. Ein Indianischer Soldat hatte jedesmal, wenn er seinen Sold erhielt, einem gewissen Elephanten eine Portion Arak gegeben. Einmal begieng dieser Soldat in der Trunkenheit einige Ausschweifungen; die Wache verfolgte ihn und der Verfolgte nahm seine Zuflucht unter den Elephanten, wo er sich ruhig hinlegte und einschlief. Vergebens bemühte sich nun die Wache, ihn hervorzuziehen und seiner habhaft zu werden. Der dankbare Elephant vertheidigte ihn mit seinem Rüssel. Als der Soldat am folgenden Morgen von seinem Rausche erwachte, er-

schrack er gewaltig, sich unter einem so fürchterlich großen Thiere liegen zu sehen. Allein der Elephant liebkosete ihm mit dem Rüssel, um ihn zu beruhigen und gab ihm gleichsam zu verstehen, daß er sicher fortgehen könne.

Zu Asmer, einer Stadt in Indien, war ein Elephant gewohnt, von einer Gärtnerfrau, so oft er auf dem Markte bei ihr vorbeigeführt wurde, welches sehr oft geschah, jedesmal eine Hand voll grüner Kräuter zu bekommen. In der Brunstzeit fiel er einmal in die gewöhnliche Raserei, riß sich los, jagte alle Leute vom Markte weg, und selbst jenes Weib lief aus Furcht davon, vergaß aber vor Schrecken ihr kleines Kind, das sie bei sich hatte, mitzunehmen. Der Elephant, welcher die Stelle, wo seine Wohlthäterin zu sitzen pflegte, kannte, trug das Kind mit dem Rüssel bei Seite und setzte es behutsam auf das Dach einer Krambude.

Solche Aeußerungen der Dankbarkeit wären dem Elephanten nicht möglich,

wenn nicht die Eindrücke von den erhaltenen Wohlthaten in seiner Einbildungskraft zurückblieben und sich bei dem Anblicke des Wohlthäters erneuerten, welches Letztere sogar in der Brunstraserei geschieht und auf die Stärke und Lebhaftigkeit der Vorstellung schließen läßt.

4.

Ein Indianer, der eine alte Frau hatte, ward ihrer überdrüßig, und tödtete sie. Er verscharrte sie in dem Stalle, wo sein Elephant stand und heirathete eine andre. Als der Elephant einige Tage nachher seine neue Hausmutter sahe, nahm er sie auf seinen Rüssel und trug sie zur Grabstäte der Ermordeten hin. Hier grub der Elephant die Leiche aus und unterrichtete sie auf diese Weise von der Grausamkeit ihres Mannes.

Aus dieser ganz sonderbaren Verrätherei des Elephanten erhellet, daß durch die Gegenwart der neuen Frau die Vorstellung von der vorigen und von ihrer Verscharrung in ihm hervorgerufen wurde.

5.

Ein junger Landedelmann, der sich einen Hund aufgezogen hatte und gewöhnlich von ihm begleitet wurde, wählte den Soldatenstand und trat, als er das väterliche Haus verließ, einem benachbarten Bekannten den Hund ab. Eine kurze Zeit darauf gieng er in den Krieg, der ihn auf zwei Jahre von seiner Heimath entfernt hielt. Nach seiner Zurückkunft besuchte er unter andern auch eben den Bekannten, welcher Besitzer seines vorigen Hundes war. Sobald dieser Hund seinen ehemaligen Herrn wiedersahe, lief er auf ihn zu, sprang um ihn herum, beroch ihn von allen Seiten und that, als ob er sich auf alle Weise überzeugen wollte, ob er auch wirklich sein alter Wohlthäter wäre. Als ihn aber endlich der Offizier bei seinem Namen rief und zu streicheln anfieng, so schien es, als wenn dieses Thier nunmehr seiner Sache recht gewiß wäre und überhäufte denselben mit vielen Liebkosungen.

Höchstwahrscheinlich ist es auch bei den Thierseelen der Fall, daß manche Eindrükke und Vorstellungen, die sie in der Jugend erhalten, besonders schwer zu verdrängen sind.

6.

Es ist eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß sich manche Hünde mit wahrer Fertigkeit in einem Kreislaufe herumbewegen, wenn sie auch nur ganz sanft beim Schwanze angefaßt werden. Man darf dieß nicht etwa für ein bloßes mechanisches Spiel ansehen, wobei sie weiter nichts empfinden oder sich vorstellen sollten. Der jedesmalige Seelenzustand solcher Hunde läßt sich am besten aus der eigentlichen Ursache dieser sonderbaren Bewegung kennen lernen. Man zerrte sie nämlich anfangs zu wiederholten Malen beim Schwanze, an welchem sich die Hunde ohnehin nicht gern etwas zufügen lassen, und nöthigte sie dadurch, nach der empfindlich und schmerzlich greifenden Hand zu beißen und sich auf diese Art in einem

Kreise herumzudrehen. Geschieht es nun auch nach langer Zeit, daß man einmal ihren Schwanz wieder angreift, so kehrt auch in ihnen die längst gehabte Empfindung des Schmerzes und Widerwillens zurück; und da es ihnen dünkt, als ob sie wirklich wieder gekneipt würden, so verfolgen sie auch die kneipende Hand und drehen sich wie ein Rad rund herum.

7.

Der verdienstvolle Pastor Götze, der so viel Schönes über die Natur geschrieben hat, fand spät im Herbste 1774, eines Morgens beim Aufstehen ein Rothkehlchen in seinem Saale, das durch das offene Fenster herein gekommen war und vermuthlich die Nacht in seines Nachbars Stube zugebracht hatte. Es folgte ihm gleich in ein warmes Zimmer und fraß begierig das Futter, was er ihm vorsetzte. Kaum war es satt, so wollte es sich in den Tassen auf dem Theetische baden. Er gab ihm daher Wasser; es badete sich und

war den ganzen Winter hindurch sehr munter. Als der Frühling eintrat und Götze die Winterzimmer verließ, wollte er das Rothkehlchen wieder in Freiheit sezzen; er ließ es daher in den Saal, wo alle Fenster offen standen, aber es hatte keine Lust wegzufliegen. Endlich jagte er es hinaus und es hüpfte eine Zeitlang auf dem Hofe herum. Er gieng hierauf zu Tische, und da er nach geendigter Mahlzeit wieder in den Saal kam, fand er zu seiner Verwunderung das Rothkehlchen abermals in demselben. Es that ihm leid, daß er es wegjagen mußte; es hielt sich darauf wiederum im Hofe auf und kam auch sehr bald wieder ins Haus zurück. Nun wurde das gute Rothkehlchen zum dritten Male weggejagt, worauf es denn über den Garten hinflog und den folgenden Tag nicht wieder von ihm gesehen wurde.

Zu Anfange des Herbstes, um die Zeit, wo diese gesellschaftlichen Thiere sich gewöhnlich einfinden, erfuhr Götze, daß

sich des Abends ein Vogel vor seinem Hause aufhielte und gegen die Fenster flöge; aber er kümmerte sich nicht weiter darum. Eines Abends aber, da man etwas aus dem Keller holen wollte, geschahe es, daß ein Vogel dem Lichte nach und in den Keller flog, wo er sich willig fangen ließ; man brachte ihn unserm Prediger, und er sahe, daß es ein Rothkehlchen war. Als er es los ließ, war es ihm auffallend, daß es, nachdem es eine Weile in der Stube herumgeflogen war, sich gerade an dem Orte niedetließ, wo das vorige des Winters zu sitzen pflegte. Dieß hätte Zufall seyn können; aber den folgenden Tag wurde Götze auf die Handlungen des Vogels aufmerksamer. Sobald derselbe erwachte, gieng er gleich dahin, wo der Eßtrog des vorigen gestanden hatte; und man brachte ihm nun ebendenselben. Die Frau des Predigers, die sich oft das Vergnügen gemacht hatte, das vorige Rothkehlchen auf ihrer Hand essen zu lassen, näherte sich dem Vogel und hielt den Eßnapf in die Höhe, wo er sich denn sogleich

auf selbigen setzte und ohne Furcht aß. Nachdem er gegessen hatte, wurde die Badetasse an ihren vorigen Ort gesetzt, und kaum stand sie da, so war auch schon der Vogel darinnen. Uebrigens war sein Betragen an jedem Orte dem des vorigen Vogels ähnlich. Götze hatte, insonderheit des Frühjahrs, um die Zeit, wenn die Vögel ziehen, den vorigen bei Licht durch den Saal in eine dunkle Kammer führen müssen, weil er sonst den ganzen Abend unruhig war und in der Stube herumflog. Des Morgens pflegte er, gleich nach dem Aufstehen, die Stuben- und Kammerthüren zu öffnen, um den Vogel wieder heraus zu lassen, welcher alsdann in Einer Fahrt aus der Kammer in die Stube, und nach seinem Eßnapfe flog, ohne sich in dem zwischenliegenden Saale aufzuhalten. Als es Abend wurde, machte Götze mit seinem neuen Gaste denselben Versuch; er folgte dem Lichte willig, und da die Thüren des andern Morgens geöffnet wurden, nahm er eben den Weg, wie der vorige. Und so nahm die-

ses Rothkehlchen noch verschiedne andre Handlungen vor, die mit dem Betragen des vorigen so große Uebereinstimmung hatten, daß unser Gelehrter nicht anders schließen konnte, als daß es eben derselbe Vogel sey, welcher dankbar zu seinem vorigen Wirthe zurückgekehrt wäre. Beim Eintritte des Frühjahrs mußte das Rothkehlchen wieder von dannen ziehen. Götze schmerzte es innerlich, da er sahe, wie ungern der Vogel sein Winterquartier verlassen wollte. Länger als einen halben Tag hielt er sich in der Nähe des Hauses auf, sahe nach den Fenstern hinauf, hüpfte nahe beim Prediger und seiner Frau im Garten herum, folgte ihnen von einem Zweige zum andern und flatterte endlich, da er nicht bleiben durfte, traurig über den Garten weg. Götze verließ mit unbeschreiblichen Empfindungen über die Treue dieses Thieres den Garten.

Da der Herbst anbrach, sahe er um so aufmerksamer der Ankunft des kleinen Wanderers entgegen, und wie sehr wun=

derte er sich nicht, als er ihn eines Abends wieder im Hause fand. Das Rothkehlchen folgte sogleich dem Lichte nach in Gözzes Zimmer, und überzeugte durch die Wiederholung aller seiner vorigen Handlungen ihn und alle seine Freunde, daß es eben derselbe Vogel sey, der wieder gekommen wäre.

Wie viele tausend Gegenstände mochte dieses treue Rothkehlchen nicht in der Abwesenheit wahrgenommen haben! Und doch verdrängten diese die alten Vorstellungen nicht, wodurch es geleitet wurde, nicht nur die Wohnung seines Wohlthäters richtig wieder zu finden, sondern sich auch in derselben bis auf die kleinsten Umstände auf die vorige Art wieder zu betragen. Daß es sich mehrere Tage in der Gegend des Hauses aufhielt, gegen die Fenster flog und sich endlich im Keller so willig fangen ließ, zeigt von einer ziemlichen Zuverlässigkeit, mit der die gehabten Vorstellungen für das Thierchen zurückkehrten.

8.

Ein gewisser Herr kaufte zwei Waldmenschen, die ungefähr zwei Jahr alt waren und nahm sie mit in sein Schiff. Sobald sie etwas bedurften, so gaben sie es den Schiffsjungen zu verstehen; und wenn diese ihren Willen nicht erfüllten, so wurden sie sehr zornig, bissen und faßten sie beim Arme und warfen sie hin. Das Männchen von diesen beiden Affen hatte das Unglück, krank zu werden, ließ sich nun wie ein Mensch dabei aufwarten, und mußte sogar zweimal am rechten Arme zur Ader gelassen werden. So oft es sich nun nach dieser Zeit nicht wohl befand, so zeigte es allemal auf den Arm, als ob es überzeugt wäre, daß ihm durch einen neuen Aderlaß wieder geholfen werden könne. Die Empfindung eines neuen Schmerzes erweckte also bei diesem Thiere die ehemalige Vorstellung vom Aderlassen.

Ein anderes Beispiel von der Wiederholung der Vorstellungen bei den Thieren

ist dieses: Einem Affen warf man einmal in einen Teller mit Brandtwein, von dem er eben trinken wollte, ein brennendes Papier. Der Brandtwein gerieth, wie gewöhnlich, dadurch in Flammen und jagte dem Affen ein so fürchterliches Schrecken ein, daß er seitdem nie wieder dieses ihm vorher so angenehme Getränk genießen wollte. Was erwachte wohl in diesem Affen, so oft er den Brandtwein wieder erblickte?

9.

Unter der Regierung des Königs Karls des fünften in Frankreich, der 1380 starb, lebte ein gewisser Aubry, von der königlichen Leibwache, mit einem Ritter, Namens Macaire, in heftigem Streite. Eines Tages wollte Aubry seine Braut besuchen, schickte auf dem Wege seinen Hund voran, um seine nahe Ankunft zu verkündigen und gieng eben ganz allein durch den Wald von Bondi, als ihn mit einem Male sein Feind, Ma-

caire, von hinten anfiel, durch viele Kolbenschläge tödtete und ihn unter einem Baume verscharrte. Der Hund hatte schon einige Stunden auf seinen Herrn gewartet und entlief endlich, von der größten Unruhe getrieben, den Bedienten. Gegen Mitternacht kam er wieder in den Wald, entdekte bald das frische Grab seines Herrn und blieb so lange darauf liegen, bis ihn der Hunger zwang, es zu verlassen. Ganz kraftlos und abgezehrt kam er eines Morgens nach Paris zum Ritter von Ardillere, einem vertrauten Freunde des Aubry, bei dem er gewöhnlich speißte, und schien ihm durch sein trauriges Heulen anzukündigen, welchen Verlust er erlitten hätte. Nachdem er gefressen hatte, fieng er aufs Neue an zu heulen, lief nach der Thüre und sahe sich um, ob man ihm nicht folgen wolle. Endlich begab er sich fort, ohne sich durch die vielen erwiesenen Liebkosungen abhalten zu lassen. Nach Verlauf von vier Tagen sahe man ihn wieder erscheinen, und so setzte er sein Aus = und

Eingehen über einen Monat fort. Dieß seltsame Betragen des Hundes, seine wilde, verzweifelungsvolle Miene, seine äusserste Magerkeit, seine Trauer, seine Ankunft ohne seinen Herrn, den er sonst niemals verließ, erregten bei Ardillere Verdacht. Er folgte dem Thiere, das ihn beim Rocke zog, um ihn gleichsam zu ermuntern, ihm nach zu gehen. Wie groß war sein Erstaunen, als er sahe, daß es sich an einem Baume wie verloren auf die Erde hinwarf, mit den Pfoten ängstlich kratzte und erbärmlich zu heulen anfieng. Ardillere ließ an dieser Stelle in Gegenwart dreier Zeugen, die er herbei rief, sogleich nachgraben. Man fand einen Leichnam, der, blutig und entstellt, wie er war, doch für Aubrys Körper erkannt wurde. Der Ritter ließ die Ueberreste seines Freundes nach Paris bringen und gehörig beerdigen. Aubrys trauriges Ende wurde bald bekannt; aber man konnte keine sichere Anzeige von dem Urheber dieses Mordes erhalten. Nach einiger Zeit ward der Hund

den Ritter Macaire gewahr; aber ihn sehen und ihn bei der Gurgel fassen, war Eins. Er hätte ihn ermordet, wenn man ihn nicht mit vieler Mühe von demselben loszureißen gesucht hätte. Jedesmal, wenn er ihm begegnete, fiel er ihn mit gleicher Wuth an. Man wurde nun auf die Erbitterung des Hundes gegen diesen Menschen aufmerksamer. Man erinnerte sich der Zuneigung, die er seinem Herrn bewiesen, und zu gleicher Zeit der verschiedenen Gelegenheiten, bei welchen Macaire Proben des Hasses und Neides gegen Aubry abgelegt hatte. Einige andere Umstände vermehrten den Verdacht. Der König, von diesem allen unterrichtet, ließ den Hund zu sich bringen, und dieser war bis auf den Augenblick ruhig, da er den Ritter Macaire mitten unter ungefähr zwanzig andern Hofleuten erblickte; dann bellte er und suchte ihm beizukommen. In den damaligen Zeiten verordnete man, wenn die Beweise des Verbrechens nicht entscheidend waren, den Zweikampf zwischen dem Ankläger und

Angeklagten, weil man glaubte, daß Gott durch seine unmittelbar wirkende Allmacht dem Unschuldigen dabei den Sieg verschaffe. Der König, durch so viele wichtige Anzeigen, die sich gegen den Ritter vereinigten, bewogen, befahl, daß er mit dem Hunde kämpfen sollte. Zum Zweikampfe ward die Insel Notre Dame, die die Seine mitten in Paris bildet und damals noch wüste und unbewohnt war, bestimmt. Der Ritter hatte zu seiner Vertheidigung einen großen Prügel, und der Hund eine Tonne ohne Boden, woraus er seinen Angriff thun, und worinnen er auch Schutz suchen konnte. Man ließ den Hund los, und augenblicklich drehte er sich um seinen Feind herum, wich seinen Schlägen aus und drohte ihm bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bis er Gelegenheit fand, ihn zu fassen. Nun sprang er in die Höhe, packte ihn bei der Gurgel und würgte ihn so heftig, daß man viele Mühe hatte, ihn davon wegzubringen. Macaire gestand nun, in Todesangst ver-

setzt, in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofes sein abscheuliches Verbrechen und wurde mit der auf den Meuchelmord gesetzten Strafe belegt.

Hier ist die Frage, wie der Hund den Meuchelmörder erkennen konnte, da er ihn ja nicht gesehen hatte? Unstreitig durch die Ausdünstung, die er auf der Mordstäte noch von ihm roch, und die also jeder Zeit mit dem Geruche übereinstimmte, den er von Macaire erhielt. Mit der erneuerten Empfindung jenes Geruchs erneuerte sich auch in dem Hunde die Vorstellung von dem Verluste seines Herrn, die ihn allemal in Wuth und Rache gegen den Mörder setzte.

10.

Pyrrhus, König von Epirus, traf einmal auf der Reise einen Hund an, der bei dem todten Körper seines Herrn lag und ihn mit vieler Sorgfalt bewachte. Er hatte schon drei Tage Hunger und Durst

ausgestanden. Pyrrhus ließ den Leichnam eingraben, und dem Hunde etwas zu fressen geben, der nun dafür eine Zuneigung zu dem Könige faßte. Kurz nachher wurde der Hund bei einer Musterung die Mörder seines Herrn gewahr; und so sanft und gehorsam er auch sonst war, gerieth er doch bei diesem Anblicke in eine solche Wuth, daß es nicht möglich war, ihn zurückzuhalten. Er lief von dem Monarchen zu den Mördern und von den Mördern zu dem Monarchen und hörte nicht auf, sie mitten unter den übrigen Soldaten zu verfolgen. Der König ließ sie in Verhaft nehmen, und sie gestanden das Verbrechen, dessen sie der Hund gleichsam angeklagt hatte.

Dieses Thier mußte sich die Mörder seines Herrn tief eingeprägt haben, da sich die Vorstellungen davon mit allen Empfindungen der Wuth in ihm so leicht vergegenwärtigten und das Geständniß der Verbrecher es auch von einem Irrthume freisprach.

Diese sämmtlichen an den Thieren gemachten Erfahrungen werden hinreichend seyn, um euch von ihrer Einbildungskraft zu überzeugen, durch welche sie vermögend sind, sinnliche Vorstellungen aufzubewahren und sich dadurch Gegenstände auch in ihrer Abwesenheit vorzustellen. Eigentliches Gedächtniß kann man ihnen aber nicht zuschreiben, weil sie kein vollkommnes Bewußtseyn haben. Nur ein Schatten davon scheint bisweilen in ihnen wirksam zu seyn, wie z. B. bei jenem Affen, der sich des Aderlassens erinnerte, und bei den Vögeln und andern Thieren, die nach geraumer Zeit ihre Nester und Aufenthaltsstätte genau wieder zu finden wissen. Auf jeden Fall aber ist hierbei eine sehr starke Lebhaftigkeit der Einbildungskraft unverkennbar. Ob die Thiere überhaupt eine Vorstellung von selbst erwecken, von dieser zu einer andern übergehen und auf diese Weise völlig willkührlich einer ganzen Reihe von Vorstellungen nachhängen können,

wie der Mensch es vermag, dieß ist fast gänzlich zu bezweifeln. Denn eigentliche Erinnerungskraft kann ihnen nicht beigelegt werden, weil hierzu ein absichtliches Besinnen, ein ziemlicher Grad des Selbstbewußtseyns und überhaupt eine gewisse geistige Herrschaft gehört, die in den Thierseelen nach allen Erfahrungen nicht statt findet. Die Menschen können, wenn sie sich auf irgend etwas besinnen wollen, eine ganze Reihe von gehabten Vorstellungen durchlaufen und mit vollkommenem Bewußtseyn und aus eignem Entschlusse an das zurückdenken, was gestern und vorgestern mit ihnen vorgieng. Die Thiere hingegen hängen in der Erweckung ihrer Vorstellungen wohl fast ganz vom Zufall ab. Wird durch irgend eine äußere Veranlassung eine Vorstellung in ihnen erweckt, so erneuert diese allemal diejenigen, die mit ihr am engsten vergesellschaftet oder verbunden sind, bis gleichsam wieder ein neuer Stoß kommt und eine andre Reihe von Einbildungen wiederholt, ohne daß es weiter in ihrer Macht steht, sie zu un=

terdrücken und dafür an etwas anderes zu denken. Kommt das Pferd z. B. an eine ihm bekannte Herberge, so denkt es sogleich an das genossene gute Futter und würde hinein eilen, wenn der Kutscher nicht durch seine Peitsche in demselben die Vorstellung der Züchtigung erweckte und es dadurch bewegte, weiter zu gehen. Die Thiere wissen nicht, was heute und gestern ist, können nicht das Vergangene von dem Gegenwärtigen unterscheiden, sondern vermischen die gehabten Vorstellungen mit den neuen. Daher kommt es, daß manche Hunde, wie wir gesehen haben, bei der sanftesten Berührung des Schwanzes wirkliche Schmerzen zu haben glauben und sich in einem Kreise herumbewegen, um mit dem Maule nach der Hand zu langen. Daher kommt es ferner, daß alle Hunde, wenn man sie, wo es ihnen juckt, kratzt, den Hinterfuß dazu so bewegen, als ob sie sich jetzt selbst kratzten. Sie mischen also, durch die neue Empfindung veranlaßt, das Vergangene so unter

das Gegenwärtige, daß die ganze gewöhnliche Handlung des Kratzens sogleich wieder angeht.

Ihr könnet über eure gesammelten Vorstellungen gebieten, könnet sie ordnen, diejenigen von ihnen auswählen, die ihr zu eurer Absicht zu erneuern wünscht und durch Zusammensetzung derselben euch gleichsam neue Vorstellungen schaffen, wie dieß ja alle diejenigen thun, die noch nie gesehene Anlagen zu Gärten, und Risse zu Gebäuden entwerfen, nachdem sie vorher mehrere Gärten und Häuser gesehen haben. Die gesammten Thiere sind nicht im Stande, dieses den Menschen nach zu machen, weil sie nicht vermögend sind, mit Absicht und Bewußtseyn die Gegenstände so zu beobachten und zu vergleichen, daß sie sich einen bestimmten Begriff machen und darnach etwas bilden und ausführen könnten. Aus diesem Grunde können auch die Biber, Termiten und Bienen ihre Wohnungen, so wie die Vögel ihre Nester jetzt

nicht anders bauen und einrichten, als sie dieselben schon in den ältesten Zeiten, ihren Natur- und Kunsttrieben gemäß, gebaut und eingerichtet haben.

Sechste Abtheilung.

Von der Gewohnheit und Gelehrigkeit der Thiere.

Wer seine linke Hand weniger braucht und übt, als die rechte, besitzt auch weniger Stärke und Geschicklichkeit darinnen, als in der rechten Hand. Wer die Buchstaben nicht blos ein- oder zweimal, sondern recht oft schreibt, bildet sich allmälig zum fertigen Schreiber. Wer bei Allem, was ihm vorkommt, nicht flüchtig vorübergeht, sondern genau darauf merkt und es von allen Seiten untersucht; wird bei jedem neuen Gegenstande ohne weitern Antrieb stehen bleiben, ihn beobachten, und kennen zu lernen suchen, und es nicht über sich vermögen, mit einseitiger oder halber Kenntniß zufrieden zu seyn. Unsre Ordnung im Schlafen, Essen und Arbeiten, unsre Art zu gehen, zu sitzen, zu sprechen und zu denken, hängt

in vielen Stücken davon ab, wie wir uns von Jugend auf dazu gewöhnen. Unser Körper und Geist sind nämlich so eingerichtet, daß uns dasjenige, was wir oft und ununterbrochen thun, am Ende leicht und zur Fertigkeit wird. Diese Fertigkeit, die wir durch öftere Wiederholung einer und eben derselben Handlung erlangen, heißt Gewohnheit. Sie ist für unser Leben und Wirken von unbeschreiblicher Wichtigkeit und giebt unsrer ganzen Natur eine eigenthümliche Richtung. Daher das bekannte Sprüchwort: Gewohnheit wird zur andern Natur! Auch die Thiere hängen, ihrem Körper und ihrer Seele nach, zwar nicht in einem so hohen Grade, als der Mensch, aber doch in sehr vieler Rücksicht von der Gewohnheit ab. Besonders sieht man dieß an denjenigen, die nicht mehr im freien Naturzustande, sondern unter der Gewalt und Pflege des Menschen stehen. Sie nehmen zwar weit schwerer, als die Menschen, gewisse Gewohnheiten an, aber dafür sind sie auch um so schwerer wie-

der davon abzubringen, weil sie nicht die Herrschaft über sich haben, die den Menschen verliehen wurde. Die Jugendzeit ist den Thieren, wie den Menschen, der günstigste Lebensabschnitt für die Gewohnheiten, weil die mannigfaltigen Eindrücke und Richtungen hier vorzüglich leicht und bleibend geschehen. Die Fertigkeit, welche die Thiere durch häufige Wiederholung derselben Handlungen erhalten, wird hauptsächlich dadurch befördert, daß sie die Fähigkeit haben, dasjenige mit einer gewissen Leichtigkeit und Geschicklichkeit zu beobachten, zu merken und zu befolgen, was sie gezeigt, geheißen und, mit dem gewöhnlichen Ausdrucke zu reden, gelehrt bekommen. Diese Fähigkeit ist es, der man den Namen Gelehrigkeit giebt, welche viele Thiere in einem bewundernswürdigen Grade besitzen und wodurch sie in ihren natürlichen Anlagen und Kräften gebildeter werden. Gewohnheit und Gelehrigkeit sind es, wodurch sich die Thiere zu hunderterlei Geschäften und Künsten abrich-

ten lassen, und ohne welche sie außerordentlich an Nutzbarkeit verlieren würden. Beispiele werden euch hinlänglich davon überzeugen.

1.

Der Hund, der stets im Zimmer gehalten wurde, ist außerordentlich dumm, wenn er zum ersten Male auf die Straße oder aufs Feld kommt. Er läuft gerade durch Pfützen und Wasser, fällt leicht in Gruben und wird erst durch mehrere Erfahrungen und Zurechtweisungen dahin gebracht, sich gehörig zu finden und seine Kräfte ordentlich zu gebrauchen. In den Zimmern würde er sehr beschwerlich fallen, wenn er sich nicht gewöhnen liesse, dieselben in nöthigen Fällen von selbst zu verlassen. Die Jagdhunde werden erst durch allmälige Abrichtung so beobachtende und brauchbare Thiere, so wie auch die Budel, Spitze, Dachshunde und andre Racen durch fortgesetzte Uebung unglaublich an Nutzbarkeit gewinnen. Sie suchen Trüffeln und zeigen den Ort, wo

sie dieselben durch ihren feinen Geruch spüren, durch Kratzen an. Auch selbst zum Fischfange lassen sie sich gebrauchen. In Rom war ein Hund abgerichtet, einen blinden Bettler zu führen, ihn an die Häuser seiner Wohlthäter zu bringen und ihm die Gabe zu überreichen, die ihm von den Fenstern heraus auf die Straße geworfen wurde. Er blieb allemal an den Häusern, wo die Allmosen gereicht wurden, pünktlich stehen und wich den Wägen aus, auch dann, wenn er für sich Platz genug hatte, vorbeizugehen, um nur seinen Herrn zu beschützzen. Zu manchen Geschäften läßt sich der abgerichtete Hund besser gebrauchen, als der Mensch. Wie viele Personen gehörten z. B. nicht dazu, um eine zahlreiche Heerde muthwilliger Thiere in Ordnung zu erhalten und zugleich gegen feindliche Angriffe zu schützen, welches Geschäft der Hirtenhund mit so zweckmäßiger Thätigkeit und unermüdlichem Eifer besorgt! Rastlos läuft er an der Seite eines Saatfeldes auf und ab und

hält die dicht darneben weidende Heerde durch sein Ansehen davon zurück. Heinrich der achte, König von England, schickte vor beinahe 300 Jahren dem Kaiser Karl dem fünften 400 Soldaten und eben so viel Doggen gegen Frankreich zu Hülfe. Die Spanier bedienten sich ihrer ebenfalls in den Kriegen gegen die Wilden in Amerika. Die Kaufleute vertrauen den Hunden häufig ihre Waarenlager, und mehrere Menschen ihr ganzes Eigenthum und selbst ihr Leben an. In Kamtschatka gewöhnt man die Hunde zum Ziehen und braucht sie im Winter wie die Pferde. Viere von ihnen ziehen einen Schlitten mit drei erwachsenen Menschen und 60 Pfund Gepäcke sehr geschwind fort. Auch in Frankreich war es zeither an manchen Orten gewöhnlich, sie an den Wagen zu spannen, um Waaren fortzubringen. Uebrigens lassen sich die Hunde zu manchen Künsten abrichten. Sie tanzen z. B. nach dem Tone, den sie hören, ohne in einem einzigen Takte zu irren.

2.

Das Pferd ist anfangs scheu und wild, wenn es den Wagen ziehen oder den Reiter tragen soll; nach und nach gewöhnt es sich aber an beides. Wie viel Gewohnheit und Gelehrigkeit bei diesem Thiere bewirken, zeigen schon die Uebungen eines Kavallerie-Regiments. Alle seine Schritte und Bewegungen sind abgemessen. Es hört die Trommel und Trompete endlich ohne Scheu. Mitten im Getümmel der Schlacht, mitten unter dem gräßlichen Kanonendonner, unter Feuer und Rauchdampf, wo alle Thiere zurückweichen oder doch wüthend werden — da steht das heldenmüthige Roß, ohne zu fliehen, ohne selbst seine Wunden zu achten. Hört es in der Folge in der größten Entfernung den Trompetenschall, so bezeigt es sehr häufig Lust, seine vorigen Bewegungen, die es auf dem Exerzierplatze lernte, zu wiederholen. So viel vermag die Gewohnheit bis ins späte Alter! Es giebt Pferde, die auf Geheiß ihres Herrn den Takt

schlagen, Komplimente machen, sich wie todt und aller Bewegungen beraubt hinlegen und ähnliche Künste machen, die man zuweilen für Geld sieht. Ich habe sogar in Leipzig einmal ein junges gut abgerichtetes Pferd gesehen, das durch die Treppen in ein Zimmer im zweiten Stockwerke gieng und von da aus durch ein Fenster auf einem nach der Mitte des Hofes zu ausgespannten Seile vermittelst eines Kloben herunter gelassen wurde, ohne auch nur im mindesten scheu zu werden.

3.

Der Elephant ist eins der gelehrigsten Thiere. Er läßt sich zähmen und von den Menschen zu allerhand Diensten gebrauchen. Er zieht den Wagen und den Pflug, und trägt Baumaterialien zusammen. Sein Führer sitzt ihm auf dem Nacken und regiert ihn mit einem eisernen Stabe, dessen Spitze sich in einen Hacken endigt. Ehemals gebrauchte man sie auch im Kriege und stritt von hölzer-

nen Thürmen herab, die man auf ihrem Rücken errichtet hatte. In unsern Zeiten sind sie dazu untauglich, weil sie das Feuer scheuen. Schon die alten Römer besiegten die Armee des Pyrrhus dadurch, daß sie glühende Wurfspieße unter seine mit Soldaten beladene Elephanten warfen, welches sie so wüthend machte, daß sie gegen ihre eignen Herren losgiengen. Der Elephant läßt sich wie ein Hund hezzen und zu verschiedenen Dingen, wie z. B. zum Komplimentmachen, abrichten. Mich ergriffen ganz eigne Empfindungen über die Größe des Menschen und seinen mächtigen Einfluß auf die übrigen Geschöpfe der Erde, als ich nur erst vor Kurzem sahe, wie dieses größte Ungeheuer des festen Landes auf einen Wink des Führers vor den Anwesenden seine Knie so willig beugte.

4.

Die Affen sind als gelehrige Thiere bekannt genug und haben von jeher auch in dieser Rücksicht die Bewunderung der

Menschen erregt. Sie lernen ohne große Mühe auf dem Seile tanzen, wie Soldaten exerzieren, ein Rad schlagen, sich puzzen, Komplimente machen, die Trommel schlagen, Feuer anmachen, Gläser reinigen und Schuhe putzen. Man hat Affen gesehen, die mit der einen Hand den Bratspieß wendeten und mit der andern ein Stück Brod in die fette Brühe tauchten und es verzehrten. In Peking zeigten einmal einige Marktschreier einem Russischen Gesandten verschiedene künstlich abgerichtete Affen. Es wurde in seiner Gegenwart ein Korb mit allerhand Kleidern angefüllt: ein Affe nahm sie stückweise heraus und zog sie sich auf Befehl seines Herrn an, ohne in der Wahl der ihm genannten Farben den geringsten Fehler zu begehen. Er richtete seine Gebehrden nach dem Anzuge ein und tanzte nachher mit den lustigsten Sprüngen sowohl auf der Erde, als auf dem Seile.

5.

Selbst die Löwen lassen sich zähmen und verschiedentlich abrichten. In der Geschichte kommen Beispiele vor, daß man sie vor Triumphwagen gespannt, auch in den Krieg und auf die Jagd mitgenommen hat. Man hat sogar einmal mit Entsetzen gesehen, wie ein Löwenführer, um die Gelassenheit seines Thiers den Zuschauern zu zeigen, sich ihm auf den Rücken geworfen, ihm mit der Hand den Rachen aufgesperrt, seinen Hut heruntergenommen und ihm seinen kahlen Kopf beinahe eine halbe Stunde in den Rachen gesteckt hat.

6.

Auch denjenigen Thieren, die in der Wildniß leben, werden sehr viele Dinge durch öftere Wiederholung zur Gewohnheit. Sie vermeiden z. B. einen Weg, wo sie einen feindlichen Anfall befürchten und wählen einen andern, den sie von ihrer Lagerstäte aus mit Sicherheit betreten zu

können glauben. An diesen gewöhnen sie sich so sehr, daß sie ihn ohne besondere Noth nicht eher verlassen, als bis sie ihre Lagerstäte verändern. Auch gute Nahrungsmittel, die sie irgendwo antreffen, gewöhnen sie an einen bestimmten Weg. Selbst in der Zeit des Ausgehens halten sie ihre Ordnung, von der sie so leicht nicht abweichen. Jäger, die auf diese und ähnliche Umstände achten, erleichtern sich die Jagd derselben sehr. Schon die Jungen müssen mancherlei Uebungen vornehmen und sich allmählig an viele Dinge gewöhnen, die zu ihrer künftigen Lebensart unumgänglich nöthig sind. Die Alten sind meistens darinnen ihre Lehrmeister. Wenn die alte Gemse über einen Felsen gesetzt hat, und das Junge den Sprung vergebens versucht, so lockt sie dasselbe mit vieler Zärtlichkeit, kehrt wieder zurück und macht ihm den Sprung so lange vor, bis das Junge nachspringt. Die Seelöwen und Seebäre werfen und säugen ihre Jungen auf dem Lande, stoßen sie aber

bald ins Wasser, damit sie schwimmen lernen, und fangen sie wieder auf, wenn sie müde werden. Die Vögel gewöhnen ihre Jungen sorgfältig, nicht das Nest zu verunreinigen, und die Raubthiere nehmen ihre Jungen häufig mit auf den Fang, damit sie gleichsam eher auslernen sollen. Ueberhaupt suchen die Thiere ihre Jungen mit allem Fleiße an das zu gewöhnen, was sie einst nöthig haben, um für sich selbst fortkommen zu können. Jeder Beobachter muß auch in diesem Punkte über die weise Einrichtung staunen, die der Schöpfer in der Natur getroffen hat.

Ganz vorzügliche Anekdoten von der Gewohnheit und Gelehrigkeit der Thiere sind folgende.

7.

In Rom befand sich in alten Zeiten ein Hund, welcher förmliche Rollen auf dem Theater zu spielen verstund. Er gehörte einem Schauspieler, welcher ein ge-

wisses Stück aufführte, worinnen die Rolle des Hundes mit vorkam. Er mußte sich nämlich einige Zeit lang stellen, als ob er todt wäre, weil er eine gewisse Arzenei gefressen hätte. Wenn er nun das Brod, das man ihm statt des Giftes reichte, hinuntergeschluckt hatte, fieng er sogleich an zu zittern und zu taumeln, als wenn er schwindlich wäre, streckte endlich alle vier Beine von sich und fiel ganz steif hin, als wenn er todt wäre; und so ließ er sich von einem Orte zum andern ziehen und schleppen, ohne sich zu regen; so wie es der Inhalt des Stückes erforderte. Hier war seine Rolle noch nicht aus, sondern er mußte auch wieder zu sich kommen. Wenn er also merkte, daß es dazu Zeit war; so fieng er an, sich erstlich ganz langsam wieder zu bewegen, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwachte, hob den Kopf in die Höhe und sahe hin und her, so daß alle Anwesende darüber erstaunten.

8.

Die Türken finden großes Vergnügen daran, die Pferde ihres Landes so zahm zu machen, daß sie auf Befehl ihre Kniee beugen, und den Reiter so aufsteigen lassen; daß sie mit dem Maule einen Stock, eine Keule oder einen Säbel von der Erde aufheben und ihrem Herrn reichen, der auf ihnen sitzt. Und wenn sie dieß alles gelernt haben, legen sie ihnen silberne Ringe um die Nase, zum Zeichen ihrer Geschicklichkeit. Es giebt Pferde bei ihnen, die, wenn ihr Herr herabgefallen ist, auf der Stelle stehen bleiben. Andre laufen um den Stallknecht, der weit von ihnen steht, herum und stehen stille, so oft dieser es befiehlt. Noch andre spitzen, wenn ihr Herr im obersten Stockwerke des Hauses zu Tische sitzt, die Ohren, um seine Stimme zu vernehmen, und wiehern, wenn sie ihn hören.

9.

In Rom hatte ehemals ein Barbier eine Elster, die so gut sang und redete, daß man sich in dem ganzen Stadttheile, wo dieser Mann wohnte, fast von nichts weiter unterhielt, als von ihr. Sie ahmte die Stimme des Menschen, das Geschrei der Thiere, den Klang der Instrumente, kurz, beinahe alles nach, was sie hörte und zwar aus eignem Antriebe, ohne durch Jemanden dazu aufgemuntert zu werden. Einmal trug es sich zu, daß eine reiche und angesehene Person der Stadt zur Erde bestattet wurde. Der Leichenzug, vor welchem Trompeten und Zinken hergiengen, kam über den Platz, wo der Barbier wohnte, und hielt daselbst lange stille, indeß die Musikanten aus allen Kräften bliesen. Von dem Augenblicke an verstummte die Elster und man hörte sie einige Tage lang weder reden, pfeifen noch sonst irgend einen Gebrauch von ihrer natürlichen Stimme machen. Man hegte mancherlei Vermuthungen über die Ursache

dieses plötzlichen Stillschweigens. Endlich brauchte sie ihre Stimme wieder, nicht um das, was sie sonst zu sagen pflegte, zu wiederholen, sondern um den Schall jener blasenden Instrumente mit denselben Abwechselungen, Pausen, Wiederholungen und Abfällen, als sie am Tage der Beerdigung bemerkt hatte, nachzumachen.

10.

Meine Aeltern hatten einen Staar, der mancherlei Töne, zwar nicht so leicht, wie die eben erwähnte Elster, aber doch nach einiger Zeit, wenn er sie zu wiederholten Malen gehört hatte, ebenfalls von selbst nachahmte. Als meine jüngste Schwester noch klein war und, wie es kleine Kinder zu thun pflegen, häufig schrie und weinte, so gab der Staar auf die hervorgebrachten Töne genau Achtung, fieng an, sie nachzumachen, und brachte es durch tägliche Wiederholung endlich dahin, daß er die schreiende und weinerliche Stimme des Kindes völlig nachahmte. Trat Jemand

in der Folge, da meine Schwester schon größer war, in das Zimmer, wo sich das Thierchen befand, so wurde er sehr oft in Verlegenheit gesetzt und sonderbar getäuscht, indem er eine weinerliche Kinderstimme hörte und doch, wenn er um sich blickte, kein schreiendes Kind bemerken konnte.

Eben dieser Vogel bildete sich auch allmählig zu einem Trompeter. Die Veranlassung dazu gaben ihm die Trompeter von einem Kavallerie-Regimente, das zum Theil in meine Vaterstadt zu stehen kam. Wenn diese, nach militärischem Gebrauche, des Abends nicht weit von meiner Aeltern Hause bliesen, so horchte er genau darauf und wagte es endlich den Trompetenschall selbst nachzumachen. Dieses Wagestück gelang ihm auch so gut, daß er in einigen Wochen die ganze Musik, die aber jeden Abend immer dieselbe war, mit allen Pausen und Abwechselungen des Tages mehrmals unter großer Anstrengung mit schmetternder Stimme hersang.

11.

Die Einwohner Roms lieben die Kazzen ganz vorzüglich und lassen sie öffentlich füttern. Die Abdecker, oder gewisse Männer, welche das Fleisch von umgefallenen Pferden und andern Thieren von ihnen kaufen, tragen solches in Stücken an Stangen, die an beiden Seiten damit besteckt sind, durch die Straßen. Sie haben ihr eignes Geschrei, welches die Kazzen genau kennen und woran sie sich sehr gut gewöhnt haben. Kaum läßt sich ein solcher Katzenfütterer hören, so kommen aus allen Gebäuden die Katzen zusammen und stellen sich in die Thüre, worauf ihnen ihr Wohlthäter auf beiden Seiten Fleisch zuwirft. Für eine solche Fütterung wird monatlich eine Kleinigkeit bezahlt.

12.

Die türkische Taube wird darum bewundert, weil man sie im Oriente zur Ueberbringung der Briefe abrichtet, weswegen sie auch Brief- oder Posttaube ge-

nennt wird. Man nimmt sie von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte in die fremde Stadt, die man besucht, mit, bindet ihr daselbst das Briefchen unter die Flügel und läßt sie in ihre Heimath zurück fliegen, wo sie in einer kurzen Zeit auch richtig wieder eintrifft und das Briefchen losgebunden bekommt. Viele solcher Tauben sind aber auch gewöhnt, die Briefe an fremde Orte hin und zurück zu bestellen. Unsre Tauben lassen sich ebenfalls zu diesem Geschäfte abrichten.

13.

Ein Kanarienvogel war von seinem Herrn so abgerichtet, daß er Worte, Namen und Farben, wie man sie verlangte, zusammensuchte. Der Herr befahl ihm z. B. anzugeben, von welcher Farbe die Kleidung dieser oder jener Person in der Gesellschaft wäre. Der Vogel sahe zuerst die Person, auf welche sein Herr mit dem Finger gewiesen hatte, vom Kopfe bis zu den Füßen genau an. Dann suchte er

aus einer Schachtel, worinnen kleine Stückchen seidnes Zeug von mancherlei Farben lagen, einzeln alle Haupt- und Nebenfarben hervor und legte sie auf den Tisch, gerade vor die bestimmte Person hin. Eben so setzte das Thierchen jeden ihm vorgelegten Namen zusammen. Die Buchstaben nahm es aus einem Kästchen, worinnen sie einzeln auf Papier geschrieben lagen. Bisweilen gab man ihm ein sehr langes Wort auf, worinnen Ein Buchstabe öfterer vorkam, als er sich in dem Kästchen befand. In diesem Falle nahm der Vogel aus den ersten Sylben des Wortes den Buchstaben wieder heraus und legte ihn dahin, wo er noch nöthig war. Einmal ward ihm der lange Name K o n s t a n t i n o p o l i t a n u s aufgegeben. Zwei **n** hatte er nur in seinem Kästchen. Als er nun K o n s t a n t i zusammengesetzt hatte, nahm er das erste **n** wieder weg und legte auch n o p o l i t a vor sich hin. Jetzt fehlte ihm aber noch ein **n** zu n u s. Dieses nahm er aus der

Sylbe stan. So lagen denn zuletzt folgende Buchstaben vor ihm

Ko sta tinopolitanus.

Die Stärke der Einbildungskraft und die feste Aufmerksamkeit, die der Vogel durch diese Abrichtung erhalten hat, ist in der That zu bewundern.

14.

Der berühmte Naturforscher Büffon sahe 1740 in Paris einen Orang = Utang, der sehr viel Ernst, Folgsamkeit und Gelehrigkeit besaß. Dieser Affe gieng immer aufrecht, beleidigte Niemanden, sondern nahete sich bescheiden allen Personen, die zu ihm kamen, gab ihnen die Hand, ließ sich gern von ihnen liebkosen, gieng mit ihnen ernsthaft spazieren und begleitete sie wieder zur Thüre. Er setzte sich mit an die Tafel, bediente sich beim Essen des Löffels und der Gabel, trank aus einem Glase, das er sich selbst gefüllt hatte, stieß, wenn er zum Gesundheittrinken aufgefordert wurde, sogar damit an der übri-

gen Tischgenossen Gläser und wischte sich mit der Serviette den Mund ab. So holte er sich auch selbst eine Theeschale, warf Zucker hinein, schenkte sie voll Thee und trank denselben, nachdem er ihn hatte kalt werden lassen. Zu diesem allen war er so gut abgerichtet, daß er es auf den bloßen Wink oder das Wort seines Herrn that, sehr häufig aber auch ganz von selbst. An leckere Speisen, Milch und Thee hatte er sich besonders gewöhnt.

Aus allen diesen Beispielen werdet ihr so viel sehen, m. L. daß die Thiere durch häufige und richtige Uebung ihrer Kräfte ungemein an Brauchbarkeit gewinnen und vieles zu thun vermögen, worüber wir staunen müssen. Der Unterschied zwischen einem Hunde, den man zweckmäßig abgerichtet hat, und zwischen einem andern, den man sich selbst überließ, ist unglaublich groß. Diejenigen Thiere, die den Umgang der Menschen genießen, zeichnen sich überhaupt unverkennbar vor den übrigen aus. Allein man muß doch auch

hier sehr behutsam seyn und nicht glauben, man könne Alles aus den Thieren machen und ihre Gelehrigkeit kenne keine Grenzen. Nach allen möglichen Veranstaltungen, die man von jeher zur Bildung der Thiere getroffen hat, sieht man am Ende deutlich, daß sie sich nicht weiter bringen lassen, als es ihre eingeschränkten Anlagen und Kräfte erlauben, und daß alle Bemühungen fruchtlos sind, wenn man diese Grenzlinie zu überschreiten sucht. Ihre Seelenkräfte lassen sich wohl bis zu einem gewissen Grade wecken, entwickeln und nun auf verschiedene Art richten und anwenden; aber sie geben keine Hoffnung, als ob sie sich von Stufe zu Stufe vervollkommnen ließen. Keine Thiergattung ist jetzt weiter, als sie in den ältesten Zeiten war. Kein Thier ändert seine Lebensart, seine Nahrungsmittel, seine Künste. Die schwächern Thiere vertheidigen sich auf keine andre Art gegen die stärkern, als sie es sonst thaten. Schon vor Jahrtausenden bauten die Biber und Vögel ihre Wohnungen und Nester eben so ge=

geschickt, wie wir es in unsern Tagen sehen. Zufällige Abänderungen machen in diesem Stücke noch keine Ausnahme. Nur der Mensch besitzt eine Vervollkommnungsfähigkeit, wodurch er bei weisem Gebrauche seiner Kräfte von einer Höhe der Bildung zur andern empor steigt.

Siebente Abtheilung.

Von der Sprache der Thiere.

Ihr würdet eure Vorstellungen und Begriffe weder in der Seele festhalten und weiter vervollkommnen, noch dieselben Andern mittheilen können, wenn ihr nicht das Vermögen besäßet, sie an gewisse Zeichen zu knüpfen und mit der Wiederholung der Zeichen auch zugleich die damit bezeichneten Gedanken zu wiederholen. Unter diesen Zeichen nehmen die Worte den vorzüglichsten Platz ein. Worte sind artikulirte (gegliederte) Töne oder hörbare Zeichen für unsre Gedanken. Sprechen wir z. B. das Wort: Säugethier aus, so denken wir uns unter diesem hörbaren Zeichen ein Thier, das seine Jungen lebendig zur Welt bringt und sie einige Zeit an seinen Brüsten säugt. Alle diese Wörter, durch welche

wir unsre Vorstellungen und Begriffe ausdrücken, zusammengenommen, heißen die menschliche Sprache oder Wortsprache. Diese ist nur ein Vorzug des Menschen, auf den alle Thiere Verzicht thun müssen, weil sie weder deutliche Begriffe und überhaupt Gedanken, noch die nöthigen Sprachwerkzeuge haben. Wenn manche Thiere z. B. Papageyen und Elstern die menschliche Sprache nachmachen; so sind das doch nur immer ein und dieselben, meistens mit vieler Mühe erlernten Worte, die sie ohne allen Verstand nachsprechen.

Allein die Thiere haben ihre eigne Sprache, die Thiersprache, durch die sie ebenfalls vermittelst gewisser Zeichen ihre Vorstellungen und Empfindungen ausdrücken können. Wie die kleinen Kinder, die Taubstummen oder die in der Wildniß aufgewachsenen Menschen sich verständlich zu machen suchen; so geben auch ungefähr die Thiere ihre Empfindungen und Bedürfnisse durch besondere Töne

einander zu verstehen. Zu dieser Thiersprache können auch die verschiedenen Bewegungen und Gebehrden gerechnet werden, wodurch ein Thier dem andern, oder auch dem Menschen seinen Zustand und sein Verlangen zu erkennen giebt. Der Haushahn spricht zu einem andern Hahne, wenn er ihm durch hörbare und fühlbare Zeichen verständlich zu machen bemüht ist, daß er nicht in sein Gehege kommen und ihm die Herrschaft über seine Hühner rauben soll. Der Hund spricht zu seinem Herrn, wenn er während der Mahlzeit an seine Beine springt, bald den Teller, bald ihn ansieht und in demüthiger Stellung um etwas Fleisch bittet. Nach den verschiedenen Vorstellungen und Seelenzuständen der Thiere, sind auch ihre Töne und Bewegungen verschieden. Der Hund bellt und gebehrdet sich ganz anders, wenn man ihn durch Spielereien zur Munterkeit reizt, als wenn er durch grobe Neckereien erzürnt wird. Die Henne giebt andre Töne von sich, wenn sie nach Futter schreit,

andre, wenn sie ihre Küchlein zu sich ruft, und noch andre, wenn sie dieselben vor irgend einer Gefahr, wie z. B. vor dem Habichte warnt. Das Pferd wiehert vor Freude, und schnaubt und stampft vor Wuth. Die Gemse giebt einen pfeifenden Ton von sich, wenn sie die ganze Gesellschaft auf eine drohende Gefahr aufmerksam macht, und meckert, wenn ihre Jungen aus Mangel an Uebung ihr nicht nachspringen können. Folgende zwei Erzählungen sind deutliche Beispiele von der Sprache der Thiere.

1.

In Philadelphia findet man in den Häusern eine Menge von kleinen schwarzen oder dunkelrothen Ameisen, welche, wie die Ameisen in andern Ländern auf Süßigkeit sehr begierig sind. Wenn eine Ameise etwas Zucker in einem Schranke findet, so läuft sie sogleich unter die Erde oder nach ihrer Höhle hin. Kaum hat sie sich daselbst ein wenig verweilt, so kriecht eine ganze Schaar daraus hervor,

welche vereinigt gerade nach dem Schranke hinzieht, wo der Zucker anzutreffen ist, und sogleich anfängt, denselben stückweise wegzuschleppen. Wenn eine von diesen Ameisen auf ihrem Wege eine todte Fliege findet, die sie nicht allein fortbringen kann, so eilt sie gleich nach ihrer Wohnung zurück. Nach einigen Augenblicken sieht man mehrere zugleich hervorkriechen, die ihren Lauf nach der todten Fliege nehmen und sie gemeinschaftlich wegführen. Der berühmte Franklin hatte einmal ein kleines irrdenes Gefäß mit Syrup in einem Schranke stehen gehabt. Eine Menge Ameisen war hineingeschlichen, und verzehrte diesen Syrup ganz gemächlich. Da er aber den Spaß wahrnahm, schüttelte er sie heraus und band den Topf mit einem Faden an einen Nagel, den er in die Decke des Zimmers schlug, so daß das Gefäß an dem Stricke herunter hieng. Nun hatte es sich von ungefähr zugetragen, daß eine einzige Ameise darinnen zurückgeblieben war. Diese aß sich

satt; da sie aber weg wollte, befand sie sich in einer nicht geringen Verlegenheit. Sie lief lange unter dem Boden des Gefäßes und fast überall herum; allein vergebens. Endlich fand sie doch nach vielen Versuchen den rechten Weg, an dem Stricke hinauf bis an die Decke. Nachdem sie diese erreicht hatte, lief sie längs derselben hin, und so weiter die Wand herunter auf den Boden. Kaum war eine halbe Stunde verflossen, so brach ein großer Schwarm hervor, zog nach der Decke hinauf und gerade auf die Schnur zu. An selbiger krochen sie weiter in das Geschirr, und fiengen wieder an zu essen. Dieß setzten sie so lange fort, als noch etwas vom Syrup da war. Indessen lief der eine Haufe am Stricke hinauf, und der andre hinunter, und dieß währte den ganzen Tag.

Diejenige Ameise, die der ganzen Gesellschaft von der gefundenen Süßigkeit und der todten Fliege Bericht abstattete, mußte sich doch auf irgend eine Art deut=

lich machen können, und durch gewisse Zeichen den Schwarm ermuntern und locken, um ihr zu folgen.

2.

Ein paar Schwalben führten in einem Stalle ihr Nest auf, worinn das Weibchen nachher seine Eier legte und sich auf selbige setzte. Einige Tage darauf sahe das Gesinde, daß das Weibchen zwar die Eier noch unter sich hatte, das Männchen aber bisweilen neben dem Neste herum ab und zu flog, sich auf einen Nagel zur Seite niedetließ und beständig einen Laut von sich gab, der Unruhe verrieth. Nach einer genauern Untersuchung fanden sie das Weibchen auf den Eiern todt liegen und warfen es darauf weg. Nun flog das Männchen zum Neste und setzte sich eine Weile auf die Eier. Da es aber daselbst ein paar Stunden gelegen hatte, flog es weg und kam den Nachmittag mit einem Weibchen nach Hause, welches nicht allein über den Eiern lag und sie ausbrütete, sondern

auch die Jungen so lange ernährte, bis sie groß wurden und sich selbst versorgen konnten.

Dieses Männchen mußte dem fremden Weibchen ebenfalls in seiner Sprache begreiflich machen können, daß es nöthig wäre, ihm zu folgen.

Achte Abtheilung.

Von der Klugheit der Thiere.

Klug handelt derjenige, der bei seinen Handlungen eine gewisse bestimmte Absicht hat und dieselbe durch die passendsten Mittel zu erreichen sucht. Seht ihr z. B. ein Kind in ein nicht tiefes Wasser fallen und wünschet dasselbe zu retten; so handelt ihr klug, wenn ihr, ohne erst lange nach Hause zu laufen und eure Aeltern oder gute Schwimmer zu rufen, vielmehr sogleich selbst an dem schicklichsten Orte dem Kinde nachspringt, es behutsam heraus holt und nun die geschwindesten und besten Veranstaltungen treffet, um ihm das Leben und die Gesundheit zu erhalten. Wer kluge Handlungen verrichten will, muß Verstand und Vernunft besitzen, d. h. er muß sowohl von dem Dinge, das er zur Absicht hat, als auch von den dazu gehörigen Mitteln deutli=

che Begriffe haben und einsehen, daß Absicht und Mittel in vollkommener Uebereinstimmung mit einander stehen. Wer Verstand hat, kann auch urtheilen oder mit Bewußtseyn und Deutlichkeit verstehen, daß ein Ding gerade so und nicht anders sey; und wer Vernunft besitzt, kann auch schließen oder aus zwei Urtheilen von selbst ein drittes ziehen und dadurch begreifen, daß dasjenige, was er denkt, einen wirklichen Grund und zuverlässige Uebereinstimmung habe oder nicht. Wenn ihr, um wieder auf das angeführte Beispiel zu kommen, das Kind ins Wasser stürzen sehet, so urtheilt ihr, es sey in Lebensgefahr und solle von euch gerettet werden. Ihr schließet aber auch sehr schnell, daß es sehr zweckwidrig seyn würde, vorher nach Hause zu laufen, daß ihr demselben unter diesen Umständen selbst helfen könnt und zwar auf diese und jene Art, die ihr für die angemessenste haltet. Kein Thier hat Verstand und noch viel weniger Vernunft, und kann also auch nicht in dem

vollen Sinne klug seyn, in welchem es der Mensch ist. Allein wir haben doch die unleugbarsten Erfahrungen, daß viele Thiere nach ihren sinnlichen Vorstellungen im gewissen Sinne auch urtheilen und schließen, oder den Umständen, in welchen sie sich befinden, und ihren Vorstellungen und Wünschen angemessen handeln. Ihr Betragen ist dem Betragen eines klugen Menschen ähnlich. Daß ihnen bei der Klugheit, die wir ihnen zuschreiben, glücklich zusammen treffende Umstände und unwiderstehliche Natur- und Kunsttriebe sehr zu statten kommen, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Wie viel aber jedesmal ihre eigne Seelenthätigkeit dabei wirke, dieß ist sehr schwer zu entscheiden. Ganz auffallende Beispiele von thierischer Klugheit sind folgende.

1.

Ein gewisser Herr von Göckingk reisete zu Anfange dieses Jahrhunderts nach Gatersleben, um daselbst mit mehrern

königlichen Räthen gewisse Amtsgeschäfte zu besorgen. Sein treuer Budel war ihm wider sein Wissen nachgelaufen. Als die Kommissarien Mittags beim Essen saßen, kam der Budel in den Saal, suchte seinen Herrn und meldete sich durch ein ungestümes Bellen bei demselben an. Der Herr befahl seinem Bedienten, den Hund aus dem Saale zu schaffen. Dieser aber drohte, den Bedienten zu beißen, kehrte wieder zu seinem Herrn, bellte ohne Aufhören, zerrte denselben am Rocke, als wollte er ihn vom Stuhle reißen u. s. w. Ein Stück Fleisch, womit man ihn zu beruhigen suchte, warf er mit einer Miene von sich, als wollte er sagen: jetzt sey für ihn keine Zeit zum Essen; vielmehr setzte er seine Zudringlichkeit auf eine ungewohnte Art so lange fort, bis sein Herr bemerkte, daß der Hund naß war, und aus seiner großen Erschäftigkeit etwas Unerwartetes vermuthete und aufstand, und dem Hunde folgte. So bald dieses geschah, war der Budel still, sprang, vergnügt über die Erfüllung seines Verlan-

gens, vor seinem Herrn hin und her, und führte ihn und die ganze Gesellschaft auf die Brücke vor dem Schloßthore, stürzte sich mit größter Eilfertigkeit herunter ins Wasser und schwamm auf einen Sandberg zu, der von der auslaufenden Küchengosse entstanden war. Während dieser Zeit erblickte die Gesellschaft unweit des Ufers ein siebenjähriges Mädchen, welches mit kläglichem Weinen und Händeringen erzählte: ihr dreijähriges Brüderchen sey von der Brücke herunter gefallen; der große schwarze Budel, welcher auf der Brücke gelegen und geschlafen hätte, sey sogleich hinterher gesprungen, und habe ihr Brüderchen todt gebissen und auf den Sandberg geschleppt. Als man dahin blickte, sahe man das Kind liegen; der Budel leckte dasselbe, sahe nach seinem Herrn und erwartete dessen Befehl. Weil es aber zu bedenklich schien, dem Budel die Ueberbringung des Kindes zu befehlen, wozu er sehr bereitwillig schien; so wurde ihm von seinem Herrn zugerufen: Kusch! worauf sich derselbe neben dem Kinde nie-

derlegte und das Kind so lange in einem fort beleckte, bis es mit einem Kahne abgeholt wurde. Es war unverletzt, blos an den Kleidern gefaßt, und wurde bald völlig wieder hergestellt. Der Pudel wurde mit wohlverdienten Lobeserhebungen überschüttet, und herrlich bewirthet.

Dieser Hund wird bei diesem erfreulichen und überaus merkwürdigen Vorfalle freilich keine umständlichen Schlüsse gemacht haben. Allein klug war es doch, daß er das unglückliche Kind auf den Sandberg schleppte und nun seinen Herrn rief, dem er durch den Geruch nachgieng. Daß die Hunde überhaupt in nöthigen Fällen die Menschen mit großer Zudringlichkeit um Hülfe anrufen, kommt wohl daher, daß sie dieselben bei so vielen Gelegenheiten wirken, helfen und Hand anlegen sehen; merken sie nun irgend eine Noth, die sie selbst nicht heben können, so schließen sie dunkel, diejenigen werden auch wieder helfen, die so oft geholfen haben. Sie laufen daher zu ihnen, und

zupfen und bitten mit großer Verlegenheit um schleunigen Beistand.

2.

Ein Herr hatte seinen Hund abgerichtet, ihm allerhand Waaren von einem Krämer in der Nachbarschaft zu holen. Er gab ihm dabei einen Zettel mit, auf welchem dasjenige geschrieben war, was der Hund bringen sollte. Einmal sollte dieser Hund eine lange thönerne Pfeife holen. Er trug sie sehr geschickt im Maule fort. Ich weiß nicht, war es Neugierde oder ängstliche Besorgniß, die den Hund verleitete, sich unter Weges einmal umzusehen. Allein sein Umsehen kam ihm theuer zu stehen, denn er stieß mit der Pfeife an und zerbrach sie. Darüber erschrack er zwar sehr, warf aber doch das Stück, das er im Maule behielt nicht weg, noch vielweniger trug er es nach Hause. Nein, er versuchte vielmehr, ob er nicht die zerbrochenen Stücken wieder zusammensetzen könnte, und dieß wiederholte er einige Male. Da es ihm aber

nicht gelingen wollte, so lief er davon und ließ sich nie wieder vor seinem Herrn sehen.

Daß der Hund die Absicht hatte, die zerbrochene Pfeife wieder zusammen zu setzen, sieht man aus seinem ganzen Betragen. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, handelte er seiner Vorstellung von einer ganzen Pfeife gemäß und verfuhr dabei eben so, wie ein unerfahrenes Kind zu Werke geht, das aus Unvorsichtigkeit irgend etwas zerbrochen hat und darauf die einzelnen Stücke wieder an einander zu bringen bemüht ist. Wenn dieser Hund ehemals etwas Uebels gethan hatte, so bekam er Verweise oder gar Schläge; jetzt hatte er wieder übel gehandelt, also vermuthete er auch, daß er wieder bestraft werden würde. Die Flucht schien ihm in dieser peinlichen Lage das Beste.

3.

Der Honig- oder Bienenkukuk ist ein merkwürdiger Vogel von Südafrika, der den Honig und die Eier der wilden Bienen sehr gern genießt. Er ist noch kleiner als unser Kukuk und wagt es nicht, die Vorrathskammern der Bienen selbst anzugreifen und zu plündern. Die Art, wie er nun doch diese Lieblingsspeise zu bekommen weiß, zeigt seine Klugheit. Vorzüglich des Morgens und Abends spürt er den Bienennestern nach und sucht, sobald er entweder in den hohlen Bäumen oder in den Spalten der Berge welche entdeckt hat, durch sein schnarrendes Geschrei, das wie Tscherr, Tscherr klingt, die Aufmerksamkeit der Bienendachse oder der Menschen auf sich zu ziehen, die ihm dann folgen und sich des Honigs und des Wachses bemächtigen, wo er denn doch auch immer einige gute Ueberbleibsel für seine Mühe erhält. Die Hottentotten sind daher diesem Vogel sehr gewogen und brauchen ihn zu ihrem gewöhnlichen Wegwei-

ser, wenn sie wilden Honig einsammeln wollen. Sie folgen seinem Rufe genau, hüten sich sehr, ihn durch heftiges Lärmen oder durch ein zu starkes Gefolge zu erschrecken und geben ihm nur durch ein leises Pfeifen zu verstehen, daß sie seiner Spur nachkommen. Auf dem Wege sieht er sich häufig nach ihnen um und wartet auch wohl auf sie, wenn er zu schnell flog. Hat er endlich das Nest erreicht, so setzt er sich demselben gegenüber auf einen Baum, oder hält sich doch in der Nähe, ist ganz stille und wartet auf seine Belohnung. Man überläßt ihm bei der ersten Plünderung nur sehr wenig, um blos seinen Appetit zu reitzen und ihn dadurch anzutreiben, noch mehrere Bienennester aufzusuchen.

Die Erfahrung hat diesen Vogel gelehrt, daß, wenn die Menschen oder Honigdachse eine Vorrathskammer der wilden Bienen plünderten, allemal etwas für ihn zurückblieb; er ruft daher dieselben wieder, wenn er ein neues Nest gefunden hat

und zeigt ihnen den Weg dazu, in der Hoffnung, daß auch dießmal ein Leckerbissen für ihn abfallen werde.

4.

Ein junger Norwege liehe häufig ein Pferd von einem in seiner Gegend wohnenden Bauer und ritt dasselbe, seines guten Ganges wegen, sehr gern. Nachdem er sich in der Folge seines Lebens außer seinem Vaterlande niedergelassen und schon einige Zeit, aus demselben entfernt, verlebt hatte; besuchte er einmal seine Familie wieder. Bei dieser Gelegenheit sprach er auch den oben erwähnten Bauer, und fragte nach seinem Pferde. Der Bauer sagte ihm, das Pferd wäre todt, und weinte, indem er dieses sagte. Da jener sich nach der Ursache seiner Betrübniß über den Tod des Pferdes erkundigte, gab der Bauer die folgende davon an. Er war nämlich auf diesem Pferde eines Tages nach der Stadt geritten, und dort so gut bewirthet worden, daß ihm der Kopf für

den übrigen Theil des Körpers zu schwer war, daher er denn auf dem Rückwege nicht sonderlich fest im Sattel saß. Das Pferd richtete seinen Gang so viel als möglich, nach den Umständen des Reiters ein; da es aber zu einer lehmigten Anhöhe kam, welche, weil es geregnet hatte, glatt und schlüpfrig war, konnte es keine so sicheren Schritte mehr thun, und der Mann fiel seitwärts herab, wobei er mit dem einen Fuß im Steigbügel hangen blieb. Das Pferd stand gleich stille und machte verschiedene Wendungen mit dem Körper, um seinem Herrn loszuhelfen; aber vergebens. Endlich, nachdem es eine Weile den Mann betrachtet hatte, welcher mit dem Kopfe auf der Erde lag und sich nicht helfen konnte, bückte es sich und faßte die Spitze seines Hutes, den es auch wirklich mit dem Munde aufhob, da er denn dem Manne vom Kopfe glitt, und dieser nach wie vor liegen blieb. Zuletzt packte das Pferd mit seinen Zähnen den Rock des Mannes in der Gegend des Halses an und hob ihn

so weit in die Höhe, daß er den Fuß aus dem Steigbügel ziehen konnte, und wieder auf die Beine kam. Aus Erkenntlichkeit für diesen Dienst hatte der Bauer das Pferd so lange leben lassen, als es konnte, pflegte es in seinem Alter aufs Beste, und da es zuletzt gewöhnliches Pferdefutter nicht mehr kauen konnte, gab er ihm eine Art von Grütze oder Suppe, die aus Mehl und Wasser zubereitet war. Waren es nicht die angemessensten Mittel, die das Pferd anwendete, um seinem Herrn aus einer so großen Verlegenheit zu helfen?

5.

Als man vor nicht gar langer Zeit in Norwegen einen Prediger des Sonntags von einem Dorfe, das mit zu seinem Kirchspiele gehörte, zurückerwartete, geschahe es, daß der Hund, welcher ihn zu begleiten pflegte, auf dem Wege eiligst vorher gelaufen kam. Man schloß daraus, daß sein Herr selbst nicht mehr

fern seyn könne. Der Hund aber war sehr unruhig und lief von der Frau des Predigers zur Thüre hin und wieder, ohne daß Jemand begreifen konnte, was ihm fehlen möchte. Sie schickte ihrem Manne Bothen entgegen, aber er war auf dem Wege nirgends zu sehen. Endlich, da die Unruhe und das seltsame Betragen des Hundes fortdauerten, fieng sie an zu besorgen, daß ihm etwa ein Unglück begegnet seyn möchte. Sie befahl daher ein paar Leuten auszugehen, um nach ihm zu suchen, und ließ zugleich den Hund mitgehen. Dieser lief voran und führte nun diese Leute, welche ihm nachfolgten, zu einem Graben hin, worinnen der Prediger mit dem Kariole und Pferde hinabgestürzt lag und sich selbst nicht wieder aufhelfen konnte.

6.

Vor mehr als hundert Jahren reisete Caspar von Brandenburg, aus Zug gebürtig, Obristlieutenant in Spanischen Diensten, mit seinem Bedienten in der

Schweitz über den fürchterlich hohen Gotthardsberg ins Liviner Thal. Sie waren beide in der Nähe eines Fleckens, als eine schrecklich große Schneelawine vom Gipfel des ungeheuren Berges herab schoß und sie beide mit ihrer Masse begrub. Ein kleiner Hund des Offiziers, der von weitem folgte, entgieng diesem kläglichen Schicksale. Als das treue Thierchen seinen Herrn auf einmal verschwinden sahe, fieng es erbärmlich zu heulen an, wobei es zugleich mit schneller Eilfertigkeit den Schnee wegkratzte. Allein seine kleinen Pfötchen konnten dem Schneegrabe wenig von seiner Höhe nehmen. Da es nun merkte, daß seine Mühe vergeblich war, lief es zurück nach einem Kloster, das auf dem Gotthard liegt, in welchem sein Herr die Nacht vorher zugebracht hatte. Hier bellte es mit ausnehmender Freundlichkeit die Mönche an, zog sie am Rocke, lief nach der Thüre, kam wieder zurück; sahe bald wieder nach der Thüre, bellte wieder, heulte und kratzte und gab also den Mönchen sein dringendes Anliegen, daß sie

mitgehen möchten, zu erkennen. Diese flehentliche Aufforderung trieb das Thier einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. Endlich am Morgen wurden die Mönche achtsamer auf den bittenden Hund und giengen mit ihm. Er führte sie bis an den Ort, wo der frische Schnee lag; da kratzte er, bellte die Mönche mit Sehnsucht an und wedelte, nach Hülfe wartend, freundlich mit dem Schwanze. Nun konnten die Leute errathen, was das bittende Thier wollte. Sie holten die nöthigen Werkzeuge und nach einer langen, mühseligen Arbeit fanden sie die beiden Begrabenen, nachdem diese Unglücklichen sechs und dreißig Stunden unterm Schnee zugebracht hatten. Sie waren völlig noch am Leben, hatten aber, wie sich leicht erachten läßt, eine unbeschreibliche Angst ausgestanden. Das Bellen und Kratzen des Hundes hatten sie immerfort gehört. In der Oswaldskirche zu Zug, wo dieser Herr von Brandenburg begraben liegt, sieht man dessen Bildsäule und den klugen, treuen, vortreflichen Hund zu seinen Füßen.

Nur erst, nachdem dieses Thier seine eignen Kräfte zur Hülfe aufgeboten hatte, lief es in das Kloster zurück und bat Menschen um Beistand, die es vielleicht in seinem Leben nicht mehr als einmal gesehen hatte.

7.

Bei einer im Elsaßischen angestellten Jagd sprang ein vortreflicher Hühnerhund in einen Kanal, der mit Steinen eingefaßt war, und verfolgte eine Gans. Die Heftigkeit des Hundes mußte die Aufmerksamkeit der Jäger auf sich ziehen; doch schien dieß ihnen anfänglich nur eine gewöhnliche Begebenheit zu seyn. Aber bald verwandelte sie sich in einen sehr bewundernswürdigen Zweikampf. Die Gans floh aus allen Kräften, ihr Feind aber holte sie bald wieder ein. In dieser Verlegenheit setzte die Gans sich zur Wehre, gab ihm verschiedene Hiebe mit dem Schnabel und besprützte den Hund, indem sie mit den Flügeln ins Wasser schlug, dermaßen, daß sie ihn auf einige Augen-

blicke blind machte. Dann benutzte sie den Aufschub, den sie dadurch erhielt, und fieng von Neuem an zu fliehen. Der Hund verfolgte sie wiederum; kaum aber war er ihr nahe gekommen, so gebrauchte sie wieder ihre Flügel im Wasser, um ihn abzuhalten. Dieser Streit dauerte eine gute Stunde, dann verließ der Hund auf einmal die Spur seines Feindes, ward einen Sandhügel im Wasser gewahr und begab sich dahin. Jeder von den Zuschauern glaubte, daß das Gefecht nun geendigt wäre, legte der Gans die Ehre des Sieges bei und bewunderte den Hund, daß er im Kampfe so lange ausgehalten hatte. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie den Hund auf dem Hügel sich erheben, mit einem lebhaften und abgemessenen Satze seinem Feinde auf den Rücken springen, ihn beim Halse anfassen und erwürgen sahen.

Die beim Kampfe selbst gemachte Erfahrung lehrte den Hund, die Gans beim letzten Male so anzugreifen, daß

sie ihre Flügel nicht wirksam genug gegen ihn brauchen konnte. Er war gewissermaßen aus Schaden klug geworden.

8.

Ein gewisser Herr in Paris hatte einen Kutscher, der dem Trunke sehr ergeben war, und einen Hund, der gewöhnlich mit auf dem Bocke saß. Dieser Hund merkte es immer, wenn der Kutscher sich betrunken hatte. Dann bellte er während des Fahrens unaufhörlich, um gleichsam die Fußgänger vor der Gefahr zu warnen, womit die Unfähigkeit des Kutschers ihnen drohte. Dieß that der Hund regelmäßig allemal, wenn der Kutscher einen Rausch hatte, und niemals, wenn er nüchtern und im gehörigen Gebrauche seiner Sinne war. Mehr als einmal geschahe es, daß die Frau vom Hause eine Ausfahrt aufgab und nach ihrem Zimmer zurückkehrte, wenn das Bellen des Hundes ihr anzeigte, daß der Kutscher zu viel getrunken hatte.

Vermuthlich hatte der Hund den Kutscher in der Trunkenheit häufig Ungereimtheiten und Unordnungen vornehmen sehen, die ihm und Andern Schaden gebracht hatten. Jedesmal mußte ihm das Alles wieder einfallen, wenn er ihn aufs Neue betrunken sahe und roch. Welch ein beobachtendes und kluges Thier ist doch überhaupt der Hund!

9.

Ein Pastillion bekam von seinem Postmeister in Zilenzig, einem Orte in der Mark Brandenburg, einen Hund geschenkt, der ihn allemal begleitete, wenn er in seinen Geschäften von Zilenzig nach Drossen und zurück fuhr. Einst blieb die Post aus: der Postmeister wartet; statt des Wagens kommt aber nur der Hund, ausser Athem, bellend und heulend. So bald er den Postmeister erblickt, springt er an ihn hinan und eilt sogleich schreiend wiederum nach dem Wege, den er gekommen war, zurück. Der Postmeister erschrickt, ahndet, läßt sein Pferd satteln

und folgt dem Hunde. Auf dem halben Wege findet er den Postwagen stehen, aber bestohlen und ohne den Knecht. Der Hund eilt heulend in die nahen Fichtengebüsche; jener folgt und sieht hier seinen Knecht erschlagen liegen. Die Obrigkeit stellte Monate lang Untersuchungen an, entdeckte aber nichts. Endlich ritt einmal der Postmeister, von dem Hunde begleitet, nach Drossen. Wie er die eine Straße hinab kam, fiel sein Hund einen vor einem Hause stehenden Kanonier wüthend an, da er doch sonst auf keinen Menschen losgieng. Der Kanonier fand sich beleidigt und schimpfte. Allein der Postmeister, dem die ungewöhnliche Wuth des Hundes auffiel, gieng sogleich zum Obersten des dortigen Regiments und ließ den Kanonier in Verhaft nehmen. Er selbst begleitete die Wache. So wie der Hund den Kanonier erblickte, ward er wiederum wüthend und eilte ohne weitern Verzug die Bodentreppe hinauf. Man folgte ihm, sahe ihn in ein dort liegendes Stroh kratzen und fand

beim Nachsuchen noch Sachen, die von dem Postwagen gestohlen worden waren. Der Kanonier erhielt zu Berlin die Todesstrafe.

Wer wird bei dieser Erzählung nicht den geschäftigen und sorgsamen Hund bewundern, wie er gerade zum Postmeister, der ihm die hülfreichste Person zu seyn dünkt, eilt und nach gegebenem Berichte sogleich wieder davon eilt, um weiter wirksam zu seyn. Zu der Entdeckung des Diebes und Mörders, so wie zur Auffindung der gestohlenen Sachen leitete ihn sein guter Geruch.

10.

In England ritten einmal ein paar Freunde, wovon der eine einen Hund bei sich hatte, zusammen aus. Der Herr des Hundes wettete mit dem andern, daß sein Hund einen Englischen Schilling aufsuchen und wiederbringen würde, den er, ohne daß der Hund es sähe, irgendwo hinlegen wollte. Das Geldstück wurde der Abrede

gemäß weggelegt, und sie ritten weiter. Nach Verlauf von einiger Zeit gab der Herr seinem Hunde ein Zeichen, um das Verlohrne zu suchen. Der Hund lief seiner Wege, und sie ritten fort. Sie kamen nach Hause, und zur großen Verwunderung des Eigenthümers blieb sein Hund aus. Den Tag darauf kam er angelaufen und brachte seinem Herrn ein paar Beinkleider, in deren Taschen eine Uhr und Geld waren, und unter diesem Gelde fand man auch den obigen Schilling. Der Mann ließ hierauf in den Zeitungen bekannt machen, daß der Hund diese Beinkleider gebracht habe, und berief den Eigenthümer, sich als den wahren Besitzer zu erweisen, und sie abzuholen. Dieß geschahe; und es ergab sich bei dieser Gelegenheit, daß ein Pachter an dem Orte vorbei gekommen war, wo das Geldstück lag, welches er gewahr wurde und zu sich steckte, ehe der Hund dahin kam. Dieser aber verfolgte, da er das Geld nicht an der Stelle fand, wo sein Geruch es ihn zu suchen leitete, die Spur des Pachters,

erreichte ihn, schmeichelte ihm und begleitete ihn in sein Nachtquartier. Hier fuhr er fort, sich an ihn zu halten, so daß ihm der Pachter erlaubte, die Nacht in seinem Zimmer zuzubringen, wodurch er denn Gelegenheit fand, die Beinkleider zu erhaschen und mit ihnen davon zu laufen.

Unstreitig muß man hier weit mehr über die Klugheit des Hundes, wodurch er den weggelegten Schilling seines Herrn endlich zu erlangen wußte, als über den feinen Geruch desselben erstaunen.

11.

Die List, deren sich oft die Wölfe bedienen, um sich mit einander einer gewissen Beute zu bemächtigen, ist in der That bemerkenswerth. Folgender Vorfall ist schon von Vielen in dieser Rücksicht bewundert worden. Ein Mensch, der über Feld gieng, ward einen Wolf gewahr, der einer Heerde Schaafe aufzulauern schien. Er gab dem Hirten davon Nach=

richt und rieth ihm, ihn durch seine Hunde verfolgen zu lassen. Der Hirte antwortete, er würde dieß wohl bleiben lassen, da er aus Erfahrung wisse, daß ein andrer Wolf in der Nähe wäre, der nur auf den Augenblick lauerte, wo er seine Hunde fortschicken würde, um ihm dann ein Schaaf wegzuholen. Der Rathgeber wollte gern wissen, ob sich dieß wirklich so verhielte, und machte sich anheischig, das Schaaf zu bezahlen, das der erwartete Wolf etwa holen möchte. Es gieng nun wirklich so, wie der Hirte es vorausgesehen hatte. Die Hunde verfolgten den Wolf, der sich gezeigt hatte, indeß ein andrer aus seinem Hinterhalte hervorkam und ein Schaaf wegschnappte, ohne von den Hunden daran gehindert zu werden.

12.

Der Fuchs ist eins der listigsten und verschlagensten Thiere, die es giebt. Wenn er von Flöhen geplagt wird, so nimmt er, wie man versichert, einen Bü=

schel Moos oder Heu ins Maul und geht ganz langsam rückwärts ins Wasser. Zuerst taucht er den Schwanz hinein, geht allmählig weiter und nöthigt so das Ungeziefer, das sich immer nach den trocknen Körpertheilen flüchtet, den Schwanz und den ganzen Leib zu verlassen und sich endlich vereinigt über den Kopf in das Moos oder Heu zurückzuziehen, das er dann plötzlich aus dem Maule fallen läßt. Gerathe der Fuchs unter die Hühner, so würgt er sie sämmtlich darnieder und schleppt sie alle nach und nach in einzelnen Ladungen, die seinen Kräften angemessen sind, an einen sichern Ort, so daß er oft mehr als viermal zurückkehrt, wenn ihn Niemand bei diesem Raubgeschäfte stöhrt. Wenn er auf den Fang ausgeht, so schleicht er langsam und bedächtig, und durchspäht jeden Platz genau, um ja kein Thier zu verfehlen. Oft kriecht er, um unbemerkt zu bleiben, auf dem Bauche oder legt sich lauernd auf die Erde hin, und erhascht sodann seinen Fraß durch einen sehr schnellen und geschickten Sprung.

Ueberdieß ist er auch schlau genug, so leicht nicht um seine Lagerstätte herum zu rauben, damit er desto sichrer verborgen bleibe.

13.

Ein gelehrter Mann hatte die üble Gewohnheit, daß er öfters des Abends, wenn er schon im Bette lag, noch las. Bisweilen schlief er vor Müdigkeit ein, ohne das Licht ausgelöscht zu haben, das auf dem Tische neben seinem Bette stand. Zu seiner Verwunderung fand er aber jedesmal, wenn er aufwachte, das Licht ausgelöscht, ob er gleich gewiß wußte, daß er es nicht gethan hatte, und ob sich gleich außer ihm kein Mensch in dem Zimmer befand. Als er einmal das Licht genauer besahe, bemerkte er, daß es weder ausgeblasen, noch mit der Lichtscheere ausgeputzt, sondern, wie mit einer flachen Hand niedergedrückt war. Nun fiel ihm

ein, sein Hund, welcher immer neben dem Bette lag, könnte wohl dieß Kunststück gemacht haben. Um dieß mit Gewißheit zu erfahren, las er den nächsten Abend wieder im Bette, aber nur eine kurze Zeit, und dann stellte er sich, als ob er eingeschlafen wäre. Es währte nicht lange, so kam der Hund an das Bette und gab genau Acht, ob sein Herr auch wirklich schliefe. Da er keine Bewegung an seinem Herrn bemerkte; so sprung er auf den Stuhl und von dem Stuhle auf den Tisch. Dann hob er eine Vorderpfote auf und drückte das brennende Licht nieder. Als er dieses gethan hatte, stieg er wieder hinunter und legte sich auf seine gewöhnliche Schlafstelle.

Das Lichtauslöschen an sich hatte der Hund seinem Herrn abgesehen. Daß er es aber hier allemal zu der Zeit auslischt, wo er sich mit Genauigkeit überzeugt hat, daß seinen Herrn der Schlaf übereilt und am Ausputzen gehindert ha-

be, und sich dazu statt der Lichtscheere der Pfote bedient, dieß zeigt von großer Aufmerksamkeit und Klugheit.

14.

Die Diebe in England begnügen sich nicht allein damit, daß sie selbst stehlen und andre Menschen zum Stehlen verführen, sondern sie gehen auch gar so weit, daß sie Hunde zu diesem elenden Handwerke erziehen und abrichten. Als ein Beispiel, wie weit es die Klugheit und Schlauigkeit der Hunde in diesem Stücke bringen kann, mag hier folgende Begebenheit stehen, die vor nicht langer Zeit große Bewunderung in Norwegen erregte. Ein Engländischer Schiffer besuchte einen Kaufmann in Norwegen und hatte einen sehr hübschen Hund bei sich, den er in England gekauft hatte, vermuthlich von Jemanden, der ihn stahl

und wieder verkaufte, ohne seine guten Eigenschaften zu kennen. Da der Kaufmann an dem Hunde Gefallen fand, so machte ihm der Schiffer ein Geschenk damit. Der Hund wurde im Hause bekannt und gewöhnte sich an seinen neuen Herrn. Eines Tages, da letzterer in seinem Komtoir saß, kam der Hund aus der Stadt zurück, legte ihm seine Vorderbeine auf den Schoos und hatte etwas im Munde. Der Mann nahm es ihm ab, um zu sehen, was der Hund wohl bringen möchte, und fand, daß es eine Rolle mit Zwölfstüberstücken war. Da er nun nicht begreifen konnte, wie der Hund zu diesem Gelde gekommen war, so legte er es zur Seite und schrieb auf die Rolle, an welchem Tage er sie erhalten hatte. In der Folge brachte der Hund noch verschiedene Male auf eben die Weise Geld, welches sein Herr mit derselben Vorsichtigkeit aufhob und endlich darauf fiel, daß er es bei einem seiner Freunde genommen haben müsse, der

ebenfalls ein Kaufmann war, in dessen Haus er oft kam, und wohin ihn der Hund gewöhnlich zu begleiten pflegte. Indessen schwieg er, bis nach Verlauf von einiger Zeit, da gerade der Kaufmann, den er für den Eigenthümer des Geldes hielt, ihm bei einem Besuche erzählte, daß er seit einigen Wochen bestohlen würde, ohne daß er einsehen könne, wie es damit zugehe, da sein Geldkasten unbeschädigt wäre, Niemand als er selbst ihm nahe käme, und auch Niemand zugegen gewesen sey, wenn er ihn geöffnet hätte. Der Hund, welcher sehr oft im Komtoir bei ihm wäre, sey der einzige, den er deswegen im Verdacht haben könne, und dieß schiene ihm doch ungereimt, zumal, da er nie bemerkt habe, daß er Miene mache, etwas wegnehmen zu wollen. Der Herr des Hundes bat hierauf seinen Freund, den Hund genau zu beobachten, wenn er wieder zu ihm käme. Dieß that er auch. In dem Zimmer, wo der Geldkasten stand, hatte er seinen Schreibepult

so stehen, daß er, wenn er vor selbigem saß, dem Kasten den Rücken zukehrte, welcher letztere, so wie ein Tisch, worauf er sein Geld zu zählen pflegte, in einer andern Ecke der Stube befindlich war. Da der Hund eines Tages, wie gewöhnlich, zu ihm ins Komtoir kam und sich, wie er immer that, unter den Ofen legte; öffnete der Kaufmann seinen Kasten, legte einige Rollen Geld auf den Tisch und setzte sich darauf wieder an seinen Schreibepult, doch so, daß er sehen konnte, was der Hund vornehmen würde. Der Hund lag noch eine Weile ruhig unter dem Ofen, schlich sich darauf nach dem Tische hin, nahm eine Rolle weg und legte sich dann wieder auf seinen vorigen Platz. Der Mann stellte sich, als hätte er nichts gemerkt, verwahrte sein Geld wieder und verschloß den Kasten. Kurz darauf kam der Hund unter dem Ofen hervor und gab durch seine Gebehrden zu erkennen, daß er hinaus gelassen zu werden wünschte; es geschahe, und nun brachte

er, wie gewöhnlich, das Geld seinem Herrn. Die Dieberei war also entdeckt, und der Kassenmangel stimmte völlig genau mit der Geldsumme überein, welche der Herr des Hundes empfangen hatte.

Konnte ein Thier wohl mit mehrerer Achtsamkeit und Klugheit seine Dieberei anfangen und ausführen, als dieser Hund?

15.

Auch der Esel mag einen Platz unter den klugen Thieren einnehmen, so sehr er auch wegen seiner Dummheit, die man ihm beim ersten Anblicke anzusehen glaubt, verschrieen ist. Eine alte Milchfrau bei St. Maur hatte eine Eselin, die ihr viele Dienste leistete. Bei alledem wurde sie aber doch sehr undankbar behandelt und von diesem Weibe mit Schlägen und Beleidigungen überhäuft. Um den von Natur langsamen Gang ihrer armen Eselin

zu beschleunigen, bediente diese Milchfrau sich eines derben mit Dornen versehenen Steckens und schlug sie oft ganz blutig. Ueber eine so ungerechte Behandlung aufgebracht, rächte sich das Thier mehr als einmal, aber auf eine sehr unschuldige Weise. Sehr fein nahm es den Zeitpunkt wahr, wo die Alte entfernt war, sprang schnell auf das Zuchtinstrument los und verbarg es unter einem Misthaufen. Oft trug es dasselbe, aus Furcht, daß man es wieder finden möchte, auf hundert Schritte von seinem Stalle weg, mitten auf die Heerstraße.

16.

Als ein ganz vorzügliches Beispiel von Klugheit und Verschmitztheit verdient ein Affe angeführt zu werden, den ein gewisser Reisender aus dem innern Afrika mitnahm und genau beobachtete.

Er verstand sehr gut, gewisse wohlschmeckende Wurzeln aufzufinden und geschickt aus der Erde zu ziehen. Konnte er sie nämlich dadurch, daß er sie mit den Zähnen faßte und dann die Hände gegen die Erde stemmte, nicht herausbringen; so half er sich durch folgendes kluge Mittel: Er faßte die Blätter mit den Zähnen und zwar so nahe an der Erde, wie möglich, machte hierauf allerlei Burzelbäume, wodurch denn die Wurzeln von der dadurch hervorgebrachten Erschütterung meistens so lose wurden, daß sie leicht herausgezogen werden konnten. Sein Herr der diese Wurzeln selbst gern aß, hatte ihn immer genöthigt, ihm einen Theil davon abzugeben. Der Affe sahe dieß mit grossem Widerwillen und bediente sich daher der List, die gefundenen Wurzeln sogleich zu zernagen und zu zerkauen, wenn sein Herr nicht gleich so nahe war, seinen Theil davon zu nehmen. Dabei sahe das Thier mit unverwandten Augen nach seinem Herrn hin, und hatte gemeiniglich

richtig gerechnet, daß er mit dem Zernagen fertig war, wenn dieser hinzueilte. Uebereilte ihn aber sein Herr, so war er hurtig darüber her, die Wurzeln zu verstecken, wo alsdann erst eine Ohrfeige erfolgen mußte, wenn er einen Theil davon abgeben sollte. Daß Klugheit meistens der Stärke überlegen ist, bestättigte sich auch bei diesem Affen. Er hatte sich durch dieselbe bei einer Kuppel von neun Hunden, die sein Herr bei sich hatte, so in Respekt zu setzen gewußt, daß er eine Art von Herrschaft über sie ausübte. Er konnte es nicht leiden, daß einer bei seiner Mahlzeit mitaß. Kam nun ein Hund hinzu, so fertigte er ihn augenblicklich mit einer derben Ohrfeige so ab, daß der Hund, ohne sich zu rächen, eiligst fortlief. Unter dem ganzen Reisetrup zeigte dieser Affe die größte Wachsamkeit. Wenn noch alles schlief, so war er schon munter und weckte zur gehörigen Zeit die Hunde auf, die genau an seine Stimme gewöhnt waren und ihm überhaupt auf den Augenwink, oder auf

die geringste Bewegung mit dem Kopfe ohne Weigerung folgten und eiligst denjenigen Platz um das Zelt und den Wagen einnahmen, den er ihnen anwies. War er müde, so brauchte er die Hunde zum Reiten, bis auf einen, der größer und stärker war, als die andern und sich nicht von der Stelle bewegen wollte, wenn er sich auf seinen Rücken setzte.

So sehr auch aus allen diesen Beispielen eine gewisse Klugheit der Thiere hervorleuchtet, so wenig ist man doch berechtigt, ihnen auch nur das geringste vernünftige Nachdenken zuzuschreiben. Hätten sie dieses, so würden sie uns als ganz andre Wesen erscheinen, würden einen weit ausgebreitetern und höhern Wirkungskreis einnehmen und sich nicht so blindlings und geduldig unsrer Gewalt unterwerfen. Fast alle die vielfachen Arten, wodurch man sie zu fangen und sich sonst ihrer zu bemächtigen pflegt, stellen sie schon als vernunftlose Geschöpfe dar, die

selbst der Ueberlegenheit eines denkenden Kindes weichen müssen. Sogar die Affen, die unter allen Thieren den Menschen dem Körper nach am ähnlichsten sind und deswegen von jeher Aufmerksamkeit und Bewunderung erregt haben, zeigen keine Spur von vernünftiger Ueberlegung und Besonnenheit. Wenn z. B. die Neger ein Feuer angemacht und sich davon entfernt haben; so kommen gewöhnlich die Affen herbei, freuen sich herzlich über die schöne Flamme und tanzen und springen so lange herum, bis alles verloschen ist. Keinem, selbst nicht dem großen Ourang = Utang, kommt es in den Sinn, das Feuer durch in der Nähe liegende Reiser zu unterhalten; sondern sie schleichen sich alle, nachdem es ausgegangen ist, betrübt und verlegen davon. Daß in ihnen keine vernünftige Seele wirke, sieht man auch recht deutlich aus folgender Anekdote, die die ganze Sammlung dieser Beispiele beschließen mag.

Ein reicher Mann hielt sich zum Vergnügen einen Affen, der sich häufig ans Fenster hinstellte und einen gegenüber wohnenden Advokaten an seinem Schreibetische arbeiten und oft unbrauchbare Papiere zerreißen sahe. Als einmal der Advokat ausgegangen war und das Fenster seines Arbeitszimmers offen gelassen hatte; so stieg der Affe, von Neugierde getrieben, hinein und zerriß aus blinder Nachahmung alle auf dem Tische liegende Papiere, weil er freilich nicht daran zu denken im Stande war, daß er hier so manche mühsame und brauchbare Arbeit des Mannes mit einem Male zernichtete. Der Advokat ertappte ihn, wie er gerade in der größten Arbeit war, und fieng an, nach ihm zu schlagen. Allein der Affe entfloh schnell wieder durchs Fenster. Der Betrogene sann nunmehr auf Mittel, dem Affen einen noch größern Streich zu spielen und wählte folgendes dazu: Da er merkte, daß der Affe an dem Fenster seines Herrn stand und aufmerksam hinübersahe; so stellte er sich ebenfalls

an sein Fenster und rasirte sich vor seinen Augen zu wiederholten Malen recht umständlich. Endlich legte er das gut geschärfte Barbiermesser nebst dem übrigen Rasirzeuge hin, vergaß nicht das Fenster zu öffnen und gieng aus. Die aufs höchste gereizte Neugierde und Nachahmungssucht ließen den Affen keinen Augenblick warten: er stieg zum Fenster hinein, seifte sich das Gesicht, nahm ohne weitere Ueberlegung das Rasirmesser in die Hand, schnitt sich — die Kehle durch und ward so ein Opfer seiner Unvernunft.

Staatliche Bibliothek Bamberg

N 150 Seite